Badische Heimat 63 (1983)

Mundart — Mundartlyrik

Wie ist das mit der Mundart?

Kurt Bräutigam, Freiburg

„Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft."

Goethe,
Dichtung und Wahrheit II,
6. Buch

Es ist zur Zeit „in", sich mit Mundart zu beschäftigen, man könnte geradezu von einem Mundart-Boom sprechen. Mundartdichter — berufene und weniger berufene — haben Konjunktur, Anthologien werden veröffentlicht, Zeitungen bringen Beiträge in Mundart, Vereine zur Pflege des heimatlichen Dialekts mit ihren Zeitschriften machen von sich reden. Dabei kann man ein deutliches Süd-Nord-Gefälle feststellen, denn der alemannische und schwäbische Sprachraum ist, neben dem bairisch-oesterreichischen, besonders aktiv. Doch läßt in letzter Zeit auch der nordbadische Raum mit rheinfränkischer und ostfränkischer Dichtung mehr und mehr von sich hören. Über die Gründe zu einer solchen Mundartbewegung wurde vielfach nachgedacht. Viele Komponenten laufen zusammen. Da ist ein bißchen Nostalgie, wie sie sich etwa auch in der Vorliebe für Antiquitäten ausdrückt. Da ist wohl auch eine Art von Opposition gegen die verwaltete und abgenutzte Normensprache (Hochdeutsch), wie sie schon einmal in der Literatur des Naturalismus (Holz, Schlaf, Hauptmann) auftrat mit ausgiebiger Verwendung von Mundart auf der Bühne. Diese „Kontrastsprache", wie man sie genannt hat, wird gestützt aus dem Bedürfnis nach entkrampfter, gelockerter Konversation und Kommunikation abseits von Duden und Siebs[1]). Das wäre also auf der Ebene der Literatur dasselbe, was wir *Mannemer*[2])meinen, wenn wir sagen: *Redde, wie ääm de Schnawwl gewachse is.* Dabei spielt die Gruppenbildung eine Rolle, das Bedürfnis, in einer angemessenen bergenden und überschaubaren sozialen Gemeinschaft zu stehen. Denn Mundart ist, geographisch und ethnisch gesehen, die Sprache einer Landschaft, eines Stammes. Ihre Funktion ist, wie die jeder Sprache, neben der reinen Kommunikation eine soziale, nämlich die Eingliederung des einzelnen in die gesellschaftliche Gruppe, aber auch die Selbstfindung der Persönlichkeit durch sprachlichen Austausch. Isolation führt zur Sprachlosigkeit und damit zum Identitätsverlust, zum Kaspar-Hauser-Syndrom. Auch emotionale Aspekte sind in Erwägung gezogen worden für die Hinwendung zur Mundart. Etwa die Anhänglichkeit gegenüber der Heimat, ein Argument, das freilich in der Vergangenheit durch ideologischen Mißbrauch („Blut und Boden", „Treue zur Scholle" u.ä.) arg in Verruf geraten ist. Gleichwohl sollte man sich seiner Liebe zur Heimat ebensowenig schämen wie seiner Anhänglichkeit an den Heimatdialekt. Verzeichnet doch sogar der neueste badisch-württembergische Lehrplan für die siebte Realschulklasse „Liebe zu Volk und Heimat" als Erziehungsinhalt. Das schließt doch wohl auch die Mundart ein.

Dabei ist freilich ein Unterschied zu machen zwischen dem lebendigen Gebrauch der angestammten Mundart und ihrer akademischen, manchmal schon fast musealen Pflege. Welchen Stellenwert nimmt nun aber die genuine und noch rein und unverfälscht gesprochene Mundart ein in dem Dreischritt Mundart — Umgangssprache — Hochsprache (Schriftsprache)?[3]) Mundart ist zuerst einmal gesprochene Sprache, gesprochen in einer überschaubaren Gruppe von der Familie bis zur Siedlungs- und Regionalgemeinschaft. Mundart ist die älteste Sprachform, ein Stammesidiom, das sich freilich nicht mehr mit den heutigen Stammesgrenzen zu decken braucht. Es gibt auch im Mittelalter schon eine gewisse Hochsprache, eine Dichtersprache, die die Verbreitung einzelner Werke förderte. Aber selbst die Werke unserer mittelalterlichen Klassiker zeigen Spuren ihrer sprachlichen Herkunft. Und die althochdeutschen literarischen Belege benennt die Wissenschaft gelegentlich nach ihrem Dialekt, d.h. nach der erkennbaren Stammessprache, z.B. „Fränkisches Gebet", „Bairische Beichte", oder aber man setzt die Mundart in Klammern, wie „Das Ludwigslied (rheinfränkisch)". Übrigens möchten manche Forscher die Literatursprache des Mittelalters eher als Umgangssprache werten.[4]) Die alten Dialekte haben sich nach der Völkerwanderung ungefähr in ihren heutigen Gebieten festgesetzt, wobei im Laufe der Geschichte viele historische Ereignisse, vor allem wechselnde Herrschafts- und Religionsverhältnisse eingewirkt haben. So finden sich z.B. im ländlichen Gebiet von Mannheim nördlich und südlich des Neckars verschiedene Lautformen gleicher Wörter: Der Fluß war einst Grenze zwischen den Bistümern Speyer und Worms. Im übrigen gibt es keine scharfen Mundartgrenzen, eher Grenzzonen, in denen sich Eigenheiten der benachbarten Dialekte überschneiden. Nur der Vollständigkeit halber sei hier angedeutet, daß trotz der oben erwähnten mittelhochdeutschen Dichtersprache über die Dialekte hinweg die heutige Einheitssprache (Hochsprache, Schriftsprache) sich erst spät entwickelt hat. Sie wurde wesentlich durch Martin Luther mitgeprägt, der sich auf die Sprache der Meißner Kanzlei stützte und damit das mitteldeutsche Idiom durchsetzte gegenüber dem damals konkurrierenden oberdeutschen der kaiserlichen Kanzlei.

Viele Aufsätze und Abhandlungen — auch diese hier — reden über die Mundart. Wer aber spricht sie heute noch unverfälscht und spontan als eigentliche „Muttersprache"? Es sind Erhebungen gemacht worden über den Anteil an Mundartsprechern in den verschiedenen Volksschichten[5]). Der Anteil derer, die sich bei der Umfrage als Mundartsprecher verstanden, geht selbst bei älteren Leuten und bei Arbeitern kaum über 60% hinaus, lediglich die landwirtschaftlichen Berufe sind mit 83% angegeben. Entsprechend sind Dörfer mit 76% und Klein- und Mittelstädte mit rund 60% vertreten. Da diese Erhebung aber schon 1966 durchgeführt wurde, ist anzunehmen, daß sich die Zahlen seitdem zuungunsten der Mundart verändert haben. Übrigens zeigt die Tabelle auch das schon erwähnte Süd-Nord-Gefälle: Bayern nennt 71, Rhein-Main/Südwest (was ist wohl darunter zu verstehen?) 67 und „der Norden" 46 Prozent Einwohner, die einen Dialekt sprechen können. Dabei ist nicht sicher, ob die Befragten auch wirklich ihre Mundart gebrauchen. Ich habe bei eigenen Untersuchungen in Mannheim festgestellt, daß mancher angibt, Mundart zu sprechen, der in Wirklichkeit die Umgangssprache benützt. Gewiß, man hört einem Sachsen, einem Bayern, einem Schwaben oder einem Pfälzer seine Herkunft an, selbst wenn er hochdeutsch spricht (oder zu sprechen meint). Klangfärbung, Melodie und Sprechdynamik sind unverkennbar, dazu fallen immer wieder mal einige typische idiomatische Wendungen. In jedem Falle sind diese sogenannten „konstitutiven Faktoren", also die innere Form, beständiger als der Wortschatz, der sich — wie in jeder Sprache — natürlich auch

in den Dialekten von Generation zu Generation verändert. Eine international vereinbarte Lautschrift erlaubt es, den Wortschatz lautlich annähernd im Druck festzulegen. So werden die Lexeme (Wortschatzeinheiten) in zahlreichen großen und auch kleineren Mundart-Wörterbüchern festgehalten, und ihr Verbreitungsgebiet wird in Sprachatlanten aufgezeichnet.[6]) Aber erst der Einsatz des Tonbandgeräts macht es in unseren Tagen möglich, die lebendige Mundart auch in ihrer Lautung festzuhalten. So entstehen zuverlässige Mundartarchive, die der Forschung authentisches Material an die Hand geben.

Dazu war es aber auch höchste Zeit, denn die unverfälschte Mundart schwindet von Generation zu Generation. Das zeigt sich in den wirtschaftlichen und industriellen Ballungszentren — für Baden sei der Raum Mannheim-Ludwigshafen genannt — deutlicher als auf dem „flachen Land", und von diesen Zentren gehen sogar nivellierende Einflüsse auf das Umland aus. Die enorme Fluktuation, der Zustrom von Arbeitnehmern in die Städte, bringt das mit sich. Glücklicherweise hat das Umland aber noch größeren Beharrungswillen und hält eher an seiner Mundart fest als die Städte. Die Umwandlung der Sozialstruktur seit dem vorigen Jahrhundert, die vielzitierte Mobilität, die Freizügigkeit des Bürgers sind wesentliche Gründe für die Aufweichung der Mundart. Binnenwanderungen gab es natürlich auch früher schon, z. B. die der Handwerksburschen, ebenso Gruppenwanderungen durch Kriegswirren. Es ist aber anzunehmen, daß damals die Zugewanderten sich voll der neuen Umgebung und ihrer Mundart angepaßt haben.[7]) Das trifft wohl auch noch auf die Wanderbewegungen am Ende des letzten Jahrhunderts (etwa von den Ostgebieten in den Kohlenpott) zu, die sich heute fast nur noch in den Familiennamen verrät. Erst die brutale Umsiedlung im zweiten Weltkrieg und die Massenvertreibung von etwa zwölf Millionen Deutschen aus den Ostgebieten nach dem Krieg haben die Mundartlandschaft entscheidend verändert. Nicht so sehr dadurch, daß die Heimatvertriebenen in ihrer neuen Umgebung ihre Sprache formend hätten einfließen lassen (einzelne Wörter wurden immerhin beigesteuert); aber ihre geographische und ethnische Entwurzelung brachte auch den Verlust der eigentlichen „Muttersprache", des Heimatdialekts mit sich. Spätestens in der jetzt heranwachsenden dritten Generation ist die Bindung an die alte Heimat samt ihrer Mundart verlorengegangen. Die Verteilung der Flüchtlingsströme über das ganze Bundesgebiet hinweg spaltete zudem die großen Gruppen in Kleinstgruppen, winzige Inseln in fremder Umgebung.

Anders war das übrigens bei den Massenwanderungen früherer Zeiten, als politisch oder religiös unterdrückte Großgruppen auswanderten, etwa nach Amerika oder auf den Balkan. Sie blieben zusammen und bewahrten so ihre Muttersprache als wertvollstes Kulturgut. Der Sprachforscher findet in jenen deutschen Sprachinseln einen Stand der Mundart an, der bei uns längst verschwunden ist. Nur Mundart, die durch äußere Einflüsse nicht mehr rein und unverfälscht gesprochen wird, ist zum Absterben verurteilt: Die Neubürger unserer Tage gerieten in den andersartigen Sprachkreis der Mitschüler, der Arbeitskollegen, der Vereinskameraden. Gewiß tun Heimatvereine, Trachten- und Sangesgruppen ihr möglichstes, um die Mundart der Minderheit zu stützen. Aber sie gehen unweigerlich den Weg ins Museale, wenn die ehedem gesunden Wurzeln erst völlig verdorrt sind.

Was hier bei den Heimatvertriebenen im kleinen und durch die Umstände beschleunigt geschieht, ist auf die Dauer auch das schleichende Schicksal aller noch lebendigen Mundarten. Die Einflüsse von außen sind bedrohlich. Zwar bemühen sich die Massenmedien, denen man ja gerade einen sprachnivellierenden Einfluß zuschreibt, mit zahlreichen Mundartsendungen dem augenblicklichen

Trend Rechnung zu tragen: Bairisch und Schwäbisch, Alemannisch und Pfälzisch, Hessisch und Kölsch (und das nicht nur zur Zeit des Karnevals), natürlich auch Platt tönen regelmäßig aus Radio und Fernsehgerät. Andererseits fördern die Massenmedien mit vielerlei Sondersendungen auch manche Modeströmungen wie Teenager- und Discosprache, diese natürlich vor allem unter den jungen Leuten.

Alle die genannten Einflüsse von der sich stetig wandelnden Sozialstruktur über die Massenwanderungen zu Medien und Sondersprachen, nicht zu vergessen den Zustrom anglo-amerikanischer Wörter nach 1945, ebnen den Weg von der Mundart zur Umgangssprache. Die bereits erwähnten konstitutiven Sprachfaktoren (Klangfärbung, Melodie, Rhythmus, Betonung, Artikulation usw.) werden im wesentlichen beibehalten, aber im Wortschatz und (meist restringierten) Satzbau nähert sich der Sprecher der Hochsprache. Es ist für unsere Betrachtung unwesentlich, ob man die Umgangssprache als „abgesunkene" Hochsprache oder als „aufgewerteten" Dialekt betrachtet. In keinem Falle ist sie eine Art von „Halbmundart", wie sie z. B. Jahr für Jahr in den großen Mainzer Narrensitzungen geboten wird. Es ist kaum anzunehmen, daß ein hochdeutsch Sprechender sich, um verständlich zu werden, auf eine Mundart zubewegt, die er gar nicht beherrscht. Eher doch wird der Mundartsprecher sich bemühen, der jeweiligen Situation gerecht zu werden, also sich möglichst auf dem Wege zur Hochsprache hin verständlich zu machen, wobei ihm freilich seine angestammte Mundart in die Quere kommt. In jedem Falle ist festzustellen, daß die Umgangssprache an Boden gewinnt.[8]) Auch dieser Prozeß vollzieht sich in den großen Städten deutlicher und rascher als in ländlichen Gebieten.[9]) Und vor allem in den Städten gibt es neben der soziologischen auch noch eine erstaunliche psychologische Schwelle, die die Mundartsprecher hemmt. Es ist eine gewisse Scheu, Mundart zu sprechen (vor allem außerhalb der bergenden Gruppe), weil man sie als sozial abwertend, als nicht „fein" ansieht oder weil man sie als ästhetisch minderwertig empfindet. So kann eine nach den höheren Sprossen der sozialen Stufenleiter schielende Mannheimerin zu ihrem Mundart sprechenden Buben sagen: *„Redd doch nit so wiescht!"* — wobei sie wohl mehr den Wortschatz meint als die ja auch ihr durchaus geläufige innere Struktur. Diese Mutter schiebt also die Kommunikationsebene quasi um eine Stufe höher hinauf zur Umgangssprache. Die verschiedenen Definitionen der Umgangssprache können für unsere Betrachtung unberücksichtigt bleiben, zumal sich die Sprachwissenschaftler da nicht ganz einig sind.[10]) Es bleibt aber festzustellen, daß in letzter Zeit die Untersuchungen zur Umgangssprache die zur Mundart an Zahl übertreffen. Dabei zeigt sich auch diese Zwischenstufe zwischen Mundart und Hochsprache als ein soziologisches Phänomen: Bildung, Beruf, Umwelt prägen auch diese Sprachform, Schule und Verwaltungsinstanzen tun ein übriges, den Bürger zu einer „gemäßigten" Sprache zu führen. Es ist selbst an kleineren Schulen üblich, die Sprache der ABC-Schützen abzuschleifen, aus pädagogischen Gründen, wie man sagt, und mancher kleine Mundartsprecher hat Probleme bei Aufnahmeprüfungen in weiterführende Schulen. Bei alledem bleibt die Mundart zumindest außerhalb der Gruppe auf der Strecke, und die Familie wird zur Fluchtburg der Mundartsprecher. Wie lange wird der Ansturm der Umgangssprache abzuwehren sein? In den Städten ist die Zeit der Kapitulation abzusehen. Hoffen wir auf das „flache Land".

Man hat — wie schon erwähnt — neuerdings die soziologische Komponente der Mundartforschung besonders betont.[11]) Der Dialekt wurde bei geringerer „kommunikativer Reichweite" den sozial niedrigeren Schichten, die Hochsprache und eben auch die Umgangssprache bei größerer Reichweite den gehobeneren Schichten zugewiesen. Die

Frankfurter Schule (Institut für Sozialforschung) ging darin sehr weit, wie folgender Satz von Theodor W. Adorno über „die Dialekte der Arbeiter" zeigt: „Die proletarische Sprache ist vom Hunger dikiert. Der Arme kaut die Worte, um an ihnen sich sattzuessen ... Er nimmt den Mund voll, der nichts zu beißen hat."[12]) In diesem Negativklischee ist die innere Zuwendung zur eigenen Mundart als persönlichkeitsbildendes Element völlig ausgeklammert. Ein ähnlich negativer Blickwinkel sieht die „Sprache der Unterschicht" lediglich im Zusammenhang mit der Trivialliteratur. Gewiß ist der Mundart der Zugang zur hohen Literatur erschwert, wobei neben der sprachlichen Divergenz auch der Unterschied im Lebensbereich mitspielen mag. Aber beide Größen sind doch wohl weniger Werte an sich als aus einer festgelegten Erwartungshaltung heraus erzeugte Voreingenommenheiten. Zudem ist die Eignung für höhere — ich möchte hier lieber sagen: ernste — Literatur bei den einzelnen Dialekten ganz verschieden. Solche Zuweisungen zu bestimmten Volksschichten oder Literaturkategorien können nicht uneingeschränkt gelten. Auch wenn man das sogenannte Honoratiorenschwäbisch, das gerade von „gut bürgerlichen Schichten" gesprochen wird (man denke nur an den alten „Papa Heuss"), nur als Halbmundart gelten lassen möchte, ähnlich wie das weitverbreitete „Honoratiorenplatt" im Norden, so engen beide Idiome doch die Schichtentheorie ein. Vor allem aber ist die Altersstufung neben der sozialen Schicht ein wesentliches Kriterium für die Verwendung der Mundart. So sprechen z. B. von den über Sechzigjährigen im niederdeutschen Sprachgebiet noch gute 80% platt, und der Schwund geht bis zu etwa 37% bei den Schulkindern und gar 17% im Vorschulalter.[13]) In unseren Breiten werden die Verhältnisse nicht viel günstiger liegen. Es wäre festzustellen, in welcher sozialen Gruppe die letzten rettenden Bollwerke für die Vorschulkinder zu finden sind: In der Familie? Im Kindergarten? In der Spielgemeinschaft? Sprache, und hier insbesondere der Dialekt, ist ja nicht nur eine Art Ausweis für die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, nicht nur das Mittel zur Kommunikation innerhalb dieser Gruppe, sondern sie prägt und konserviert selbst auch Gemeinschaften, schafft also Heimat und Geborgenheit. Es ist dabei eine Wechselwirkung festzustellen: Mundart schließt die Gruppe zusammen, die Zugehörigkeit zur Gruppe festigt aber auch die Bereitschaft zur Mundart. Es ist sicher, daß der sogenannte restringierte Code (eingeschränkter Umfang des Wortschatzes, einfach reihender Satzbau, weitgehendes ritualisiertes Sprachverhalten), wie er die Mundart charakterisiert, die praktischen und alltäglichen Kommunikationsbedürfnisse der Mundartsprecher völlig abdeckt. Die Familie, lokale und regionale Dialektgruppen, dazu Handwerker mit Hilfe ihrer Fachsprache finden in dem konkret-zupackenden und differenzierten Wortschatz der Mundart die ihnen adäquate Ausdrucksform. Denn die Mundart ist mit konkreten Begriffen reicher ausgestattet als die Hochsprache. Und eben das ist ihre Stärke: ein deftiger Wortschatz, kraftvoll zupackende Redewendungen, keinerlei Scheu vor Tabus, vor allem aber differenzierende Anschaulichkeit. So gibt es in der mir geläufigen Mannheimer (also rheinfränkischen) Mundart über 40 Wörter für das Wortfeld „schlagen". Ich habe im bäuerlichen Umland gegen ein Dutzend Bezeichnungen für verschiedene Arten von Körben aufgenommen, und die Zahl kerniger Schimpfwörter ist Legion.[14]) Warum gerade Schimpfwörter als Kriterium? Nun, ob in Bayern oder in der Pfalz, im Schwäbischen oder in Berlin — in den Schimpfkanonaden wird die urwüchsige Kraft und Bildhaftigkeit, die Lebendigkeit und Beweglichkeit der Mundart und, damit verbunden, der Stammesart am deutlichsten. Der ungehemmte Wortschwall gibt ja doch tiefe Einblicke in das wahre Ich des Sprechers. Indessen ist der Verlust an alten Mundartwörtern (natürlich auch Schimpfwörtern) allgemein.[15]) Nicht

nur, daß mit den Sachen auch ihre Namen aussterben — das geschieht natürlich auch in der Hochsprache; unsere Konsumgesellschaft gibt auch durchaus gängigen Waren und Gegenständen genormte, d.h. hochdeutsche Namen, die auf den Verpackungen aufgedruckt sind. Auf diese Weise versteht jeder Kunde und jeder Verkäufer — auch der „hergeloffene" —, was gemeint ist. Es gibt da Ausnahmen: Wer in Bayern — natürlich auch in München — beim Bäcker ein *Weckle* oder ein Brötchen verlangt, wird wohl seltsam angeschaut. Er sollte schon das einheimische Wort Semmel gebrauchen. Wo aber ist der Mannheimer *weiße Kees*, der ostfränkische *Klumpe* und der alemannische *Bibeli(s)käs* geblieben? Natürlich kann man ihn noch kaufen, aber auf der Verpackung steht „Speisequark", und so wird er verlangt und auch benannt. Und ebenso aus dem Norden herunter kam die Sahne statt des guten alten Rahms. Ich vermisse heute in meiner Heimatmundart Wörter, die unsere Eltern noch gebrauchten. Wer von den Jüngeren kennt heute noch das *Waschlafoor*, jene tragbare Waschschüssel aus Email, bei „besseren Leuten" auch aus zerbrechlichem Gut. Wer sagt noch *Katzuff* zum Metzger, *Schbell* zur Stecknadel oder *Bell* zur Pappel? Welche Mannheimer Hausfrau kennt noch die *Moggdoddlsupp?* Und zumindest in der Stadtmundart sind Wörter wie *Hudsch* für Fohlen, *schdrief* für streng, *schlaffln* für tauen oder *Nehds* für Nähfaden heute unbekannt. Die Liste ließe sich beliebig verlängern. Und ähnliches gilt für alle Stadtmundarten und in geringerem Umfang auch für das Land. Nun ist es natürlich nicht so, daß die Mundart nur Wörter verliert. Sie gewinnt auch neue dazu und schleift sie ein. Da war zum Beispiel der Einfluß der Metropolen, vor allem von Berlin, das als alte Reichshauptstadt eine starke Strahlungskraft besaß. Doch hat es, wie auch andere Städte (München, Wien, auch Orte des Ruhrgebiets) wohl noch mehr Einfluß gehabt auf die Umgangssprache. Viele Wörterbücher und Abhandlungen geben da nähere Auskunft.[16]) Auch Modewörter bereichern den Dialekt. Wie jede zivilisatorische Wandlung in der Geschichte hat auch die nach 1945 bei uns eingetretene eine Menge von fremden Wörtern hereingeschwemmt, diesmal in der Hauptsache amerikanische. Da hat sich z.B. bei den Teenagern eine Gruppensprache entwickelt, die bis in die Mundart hineinreicht: Fan, super, Twen, Teenager; und manches englische Wort wird in der Mundart ungeniert ausgesprochen, wie es dasteht. Aber die Teenagersprache hat auch viele deutsche Modewörter. Erst kürzlich habe ich in einem Mannheimer Bus ein junges Mädchen zu ihrer Begleiterin (vermutlich über ein verpaßtes Rendezvous) sagen hören: *Der hett awer doch aa echt kumme gekennt!* Nun, vielleicht hatte der Säumige *kän Bock druff.* Allerdings sind solche Sondersprachen nicht auf eine Gegend beschränkt, sondern über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet, höchstens regional eingefärbt.[17]) Dagegen wirkt sich der durch neue Technologien entstandene Wortschatz kaum auf die Mundart aus, eher auf die Umgangssprache. Es sind allenfalls Gebiete wie Kleidung, Kosmetik, Sport u.ä., deren Wortschatz von Mundartsprechern aufgenommen und bis zu einem gewissen Grade wohl auch assimiliert wird.

Es ist in dieser kurzen Betrachtung schon mehrfach auf den Unterschied zwischen der Mundart in den Städten und der auf dem Lande hingewiesen worden. Hier ist das Problem der Stadtmundart angesprochen, besser: der Stadtmundarten, denn innerhalb großer Städte gibt es, je nach sozialer Struktur der betreffenden Wohngegend, durchaus unterschiedliche Sprechweisen.[18]) Die Städte als kulturelle und wirtschaftliche Mittelpunkte der Region können zwar, wir wiesen schon darauf hin, die Sprache des Umlands beeinflussen. Aber die Stadtmundart ist selbst im Wandel begriffen, und zwar nicht nur durch die bereits erwähnten Einwirkungen (Flüchtlinge, sozialer Wandel usw.), sondern neuerdings durch das völlig ungelöste Pro-

blem der Gastarbeiter. Nicht allein, daß die seltsame „Lehrmethode" des sogenannten „foreigner talk" mit seiner radebrechenden Satzbildung („du Hunger?"; „ich auch schon Türkei!" u. ä.) dem Fremden keine echten Sprachkenntnisse vermitteln; gravierender ist das Problem bei den Kindern. Die jungen Ausländer lernen sehr rasch die Mundart (oder doch Umgangssprache) ihrer deutschen Schul- und Spielkameraden. Aber sie werden dabei ihrer eigentlichen Muttersprache entfremdet: Sie bleiben Fremde im Gastland und werden Fremde in ihrer Heimat. Es ist erfreulich, daß auch die Sprachwissenschaft sich neuerdings dieser Frage annimmt.[19])

Mundart ist, der Name sagt es, eine „Sprechsprache". Wie jede Sprache drängt sie aber auch zur schriftlichen Darstellung, sagen wir ruhig, zur literarischen Ausprägung. Eine eigentliche Mundartdichtung gibt es erst seit Rousseau (Rückkehr zum natürlichen und einfachen Leben!) und seit dem Sturm und Drang. Es gab auch schon in Barockdramen Mundartszenen, aber sie dienten als Kontrast zur „vornehmen" Hochsprache und zur Verspottung des „niederen Volks". Es war ein Wagnis, als Andreas Gryphius mit seinem „Scherzspiel" (Bauernschwank) „Die geliebte Dornrose" (1661) seine Bauern (schlesische) Mundart sprechen ließ. Mit dem Sturm und Drang und mit der Romantik wird die Volkssprache allmählich literaturfähig, wenn auch vorerst nur zögernd wie bei dem Pfälzer Maler Müller, der mit Anklängen Ortskolorit in seinen Idyllen schafft (z. B. „*Was ist's dann vor Holz?*" in der „Schafschur"). Auch da gibt es übrigens ein landschaftliches Gefälle: Im bairischen Sprachraum waren und sind Mundartdichtungen häufiger als weiter nach Norden hin. Nicht jede Mundart scheint in gleicher Weise für die Dichtung geeignet zu sein. Sicher aber ist es der alemannische Dialekt, der ja auch in der Schweiz und im Elsaß gesprochen wird. Man könnte den Schweizer Nachbarn ohnehin neidisch sein, die ihr Schwyzerdütsch durch alle Schichten der Bevölkerung hindurch mündlich wie schriftlich ehren und pflegen. So hat sich in jüngster Zeit dort auch eine beachtenswerte lyrische Dichtung entwikkelt.[20]) Dasselbe gilt für das Elsaß, wo der Kampf um die bodenständige alemannische Muttersprache nicht nur als Selbstbestätigung, sondern durchaus auch als Weg zu einer „*Menschhaitssproch*" empfunden wird.[21])

Kehren wir nach Baden zurück. Da gilt „unser unschätzbarer Hebel" noch heute als Dichter hohen Ranges und galt das schon dem begeisterten Goethe, von dem dieses Lob stammt. Aus dem alemannischen Teil Badens kommt auch heute noch (oder wieder?) eine Fülle beachtlicher Lyrik. Es wäre ungerecht, einige Namen herauszugreifen, es soll aber auf die verdienstvolle Arbeit der Muettersproch-Gsellschaft in Freiburg hingewiesen werden, die auch eine alemannische Anthologie herausgebracht hat.[22]) Man hat trotz Karl Gottfried Nadler, Franz v. Kobell (der auch in bairischer Mundart dichtete) und Max Barack der pfälzischen (rheinfränkischen) Mundart die Eignung für ernste Dichtung abgesprochen. Sie tauge eher für lustige Geschichten und Anekdoten. Nun haben die genannten älteren Vertreter zwar heitere Gedichte geschrieben, aber es waren zumeist recht ernst gemeinte Porträts ihrer Zeitgenossen. Neuerdings nun wird das Negativklischee mangelnder Literaturfähigkeit des Pfälzischen überzeugend widerlegt durch eine Reihe von guten Gedichten, die in Veröffentlichungen und Lesungen ihr Publikum finden.[23]) Auch im Gebiet zwischen Pfälzisch und Alemannisch, im Raum Karlsruhe-Pforzheim, haben sich in den letzten Jahren einige Lyriker einen Namen gemacht.[24]) Einen Abwehrkampf gegen das in Amtsstuben und Schulen vordringende Schwäbisch (bzw. Honoratiorenschwäbisch) führen die Dichter im Hohenlohischen mit seiner ostfränkischen Mundart, die auch in Schwäbisch Hall zu Hause ist, trotz des amtlichen Ortsnamens.[25]) Ein Blick zu unseren schwäbischen Nachbarn sei zum Schluß er-

laubt, zumal das Schwäbische da und dort am Rande unseres badischen Gebiets Einfluß genommen hat. Auch hier hört man die klischeehafte Meinung, daß das Schwäbische nur „auf das Feld des Idyllischen, des Behäbig-Gemütlichen, des Komischen beschränkt" sein soll.[26]) Sicher ist im Schwabenlande das Behäbige zu finden, wie bei uns in der Pfalz die humorvollen *Pelzer Schbrisch.* Aber wie schwäbische Lyrik heute aussehen kann, läßt sich schwarz auf weiß nachlesen: Die „Gesellschaft zur Förderung der Mundart in Württemberg" bietet in ihrer Zeitschrift „schwädds" lesenswerte Beispiele neuer Mundartdichtung. Wie sehr und wie zu Unrecht ein Dialekt von außen her negativ abgestempelt werden kann, das zeigt die Mundart der Sachsen, das Lieblingsopfer der Kabarettisten und Conferenciers, wenn es gilt, möglichst noch durch Übertreibung billige Effekte zu haschen. Aus dem Munde der Sachsen klingt ihre Sprache gemütlich und bieder, dazu ist dieser pfiffige Volksstamm in der Lage, sich samt seinem Dialekt „auf die Schippe zu nehmen". Im Ohr und nun gar im Munde Fremder wirkt jeder Dialekt eigenartig, wenn nicht gar komisch. Dem Sprecher aber ist er Muttersprache.

Ziehen wir Bilanz. Mundart ist lebendige Sprache und als solche dem Wandel unterworfen. Wir sprechen nicht mehr den gleichen Dialekt wie unsere Großeltern; der Schwund an ländlich besiedelten und genutzten Gegenden als natürlicher Nährboden der Mundart wie auch der Sog von Wirtschaft und Verwaltung zu den großen Städten hin lassen die Mundart schrumpfen. Das gilt vor allem für den Bereich großer Städte, doch bleibt das Land davon nicht unberührt.[27]) Sozialer Wandel und Mobilität zwingen den, der Schritt halten will, zu Konzessionen, das heißt in unserem Falle zur Zweisprachigkeit, damit aber auch zur sprachlichen Unsicherheit gegenüber seinem genuinen Dialekt: Er bedient sich einer gängigen Verkehrssprache, der Umgangssprache, die nun mehr und mehr an die Stelle der Mundart tritt. Diese Entwicklung könnte manchen Freund der Mundart traurig stimmen; denn die Mundart ist nun eben einmal die vertraute Sprache des heimischen Umkreises, ein Stück Geborgenheit. Je weiter die Auswanderer früherer Zeiten von der alten Heimat entfernt waren und je fremder sich ihre neue Umgebung gab, desto härter kämpften sie um ihren mitgebrachten Dialekt. Aber wenn auch unsere Mundarten unter dem Einfluß der modernen Gesellschaftsstruktur allmählich an Boden verlieren, so sollten wir doch nicht vergessen, daß sie der sie überwuchernden Umgangssprache als Nährboden immer wieder neue Lebensströme zufließen läßt. Es ist den erwähnten Heimat- und Sprachgesellschaften nicht hoch genug anzurechnen, daß sie durch ihre Bemühungen das Zurückweichen der Mundarten zumindest verlangsamen, da und dort sogar aufhalten. Denn sie reden nicht nur über die Mundart, sie pflegen sie auch in Wort und Schrift und zeigen damit ihren sozialen Stellenwert. Es ist sicher ein zu hartes Urteil, wenn gelegentlich von einem Kritiker der Mundarteuphorie gesagt wurde, Mundart schreibe nur der, der nicht Mundart spricht.[28]) Und den verbreiteten Zweifel an der Literaturfähigkeit der Mundart[29]) widerlegt die stattliche Reihe „klassischer" wie auch die oben erwähnte neuere Dialektdichtung. Mehr und mehr auch treten neben die noch immer gebotenen traditionellen Heimat- und Alltagsgedichte aktuelle und problemgeladene Verse, auch reimlose. So wird auch im Schrifttum ein Stück angestammtes Volksgut bewahrt, das dem einzelnen kreative Möglichkeiten im vertrauten Sprachraum bietet. Und alle Freunde der Mundart muß ein Ergebnis des Allensbacher Instituts für Demoskopie von 1981 zuversichtlich stimmen, in dem es heißt: „Mundart wird hoffähig!"

Anmerkungen

[1]) Theodor Siebs, Deutsche Bühnenaussprache. 1. Aufl. 1898, 19. Aufl. 1969.

[2]) Verfasser ist Mannheimer und bevorzugt deshalb Mannheimer Dialektbeispiele. Übrigens möchte sich diese Betrachtung in der Hauptsache auf Baden beschränken.

[3]) Das Wort Mundart findet sich zuerst bei Philipp v. Zesen (1640); von Joachim Heinrich Campe (18. Jh.) stammt das Wort Umgangssprache, das Wahrig als „Sprache des täglichen Lebens" interpretiert, und das Wort Schriftsprache kam erst Ende des 18. Jahrhunderts auf, während „hochdeutsch" schon Ende des 15. Jh.s belegt ist.

[4]) Vgl. dazu Hugo Moser, Mundart und Hochsprache im neuzeitlichen Deutsch. In: Der Deutschunterricht 1956, Heft 2, S. 40f.

[5]) Vgl. Werner König, dtv-Atlas zur deutschen Sprache. München [4]1981, S. 134 u.ö.

[6]) Für unsere Betrachtung sind interessant: Badisches Wörterbuch (Ochs/Baur), das die alemannischen und die fränkischen Dialekte innerhalb Badens zusammenfaßt (z.Zt. bis Buchstabe K); Schweizer Idiotikon (Stalder); Schwäbisches Wörterbuch (Fischer); Pfälzisches Wörterbuch (Christmann/Krämer); Südhessisches Wörterbuch (Mulch); Wörterbuch der elsässischen Mundarten (Martin/Lienhart). Dazu Deutscher Sprachatlas (Wrede/Martin/Mitzka) und Deutscher Wortatlas (Mitzka/Schmitt, für Einzelwörter). Daneben gibt es eine große Anzahl von örtlichen Wörterbüchern in unserem Raum, z.B. H. Schmitt, Weinheimer Wortschatz; K. Bräutigam, So werd bei uns geredd (Mannheim); H. Baum, Alemannisches Taschenwörterbuch; A. Müller, Freiburger Mundart-ABC und viele, viele andere. Zahlreich sind auch Dissertationen über örtliche und regionale Dialekte.

[7]) Welche Schwierigkeiten Mundartsprecher in fremder sprachlicher Umgebung haben können, zeigt das Beispiel Schillers, der mit seiner schwäbischen Aussprache vor dem Theaterausschuß in Mannheim beinahe seinen „Fiesco" um den Erfolg gebracht hätte.

[8]) Vgl. zu diesem Komplex W. Henzen, Schriftsprache und Mundarten, ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen (1954). — Friedrich Maurer, Schriftsprache und Mundart. In: Der Deutschunterricht 1956/2, S. 40f. — Wilhelm E. Süskind, Mundart, Umgangssprache und Hochsprache in ihrem Lebensrecht und gegenseitigen Verhältnis. In: Der Deutschunterricht 1951/4—5, S. 22ff. Süskind bezeichnet die Umgangssprache als „unvollständig", so daß sie leichter Modewörter und Neuschöpfungen aufnimmt als die Mundart. — F. J. Beranek, Die Umgangssprache und ihre Erforschung. In: Muttersprache 1950, S. 65ff.

[9]) Dieter Karch hat z.B. in der Reihe PHONAI eine Untersuchung erscheinen lassen über „Mannheim — Umgangssprache". (1975) Ferner: C. Pamela Danforth, A descriptive study of an urban Mannheim social dialect (1981). Heinz Küpper hat ein Wörterbuch der deutschen Umgangssprache geschrieben (gekürzt als WB d. Alltagssprache: dtv-Taschenbuch 3034/35)

[10]) Dazu I. Radtke, Die Umgangssprache. Ein weiterhin ungeklärtes Problem der Sprachwissenschaft. In: Muttersprache 83 (1973), S. 161—171.

[11]) Vgl. dazu dtv-Atlas, a.a.O., S. 132f. Ferner Hermann Bausinger, Deutsch für Deutsche. Fischer-Bücherei 580, S. 32f.

[12]) Theodor W. Adorno, Minima Moralia. Frankfurt 1969, S. 129.

[13]) nach dtv-Atlas, a.a.O.

[14]) Vgl. z.B. Ebel-Meininger, 1000 Worte Pälzisch mit pälzischem Schimpfwörterlexikon. Neustadt, 1979 — Wenn Schambes schennt. Rheinhessisch-Mainzer Schimpflexikon. Alzey 1978. Ich habe in einem Mannheimer Schimpfgedicht von 20 Versen etwa 20 Schimpfwörter eingebaut (Muddersprooch 3, Landuff, landab. Karlsruhe 1981, S. 81).

[15]) Dazu u.a. Peter Assion, Der Mundart eine Zukunft. Muddersprooch 3, S. 68.

[16]) Zu diesem Problem Lutz Mackensen, Die deutsche Sprache in unserer Zeit. Heidelberg 1971, S. 86ff.

[17]) Zum Extrem der Jugendsprache, der Discosprache, vgl. Werner Metzger, Discokultur. Die jugendliche Superszene. Heidelberg (Quelle & Meyer) 1980. Dort bes. S. 116ff. Eine Untersuchung des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien in Köln (Verf. Wolf Oschlies) hat übrigens ergeben, daß auch die Jugend in der DDR einen Jargon verwendet, der sich nur wenig von dem unserer Teenager unterscheidet. Auch dort gibt es also eine Gruppensprache, die der Abgrenzung nach außen dient.

[18]) Vgl. dazu Kurt Bräutigam, Die Mannheimer Mundart. Diss. Heidelberg 1934. Diese Arbeit müßte — nach fast 50 Jahren! — auf den neuesten Stand gebracht werden. — Zum Problem Stadtmundart ferner: E. Bremer, K. Gluth, U. Knoop, I. Radtke: „Stadtsprache". In: W. Viereck, Sprachliches Handeln. München 1976

[19]) So z.B. das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim. Es ist ein Projekt geplant, das die Mannheimer Stadtmundart unter den heutigen Bedingungen und Verhältnissen neu untersuchen wird.

[20]) Vgl. Dieter Fringeli (Hrsg.), Mach keini Schprüch. Schweizer Mundartlyrik des 20. Jahrhunderts. Zürich 1981. Darin sind über 40 Lyriker vertreten.

[21]) Unter vielen anderen Dichtern wären zu nennen: Raymond Matzen, Adrien Finck, André Weckmann. Der Morstadt-Verlag in Kehl betreut diese und andere Dichter des alemannischen Sprachgebiets in seiner Reihe „Neue alemannische Mundartdichtung".

[22]) S lebig Wort vu 31 Mundartdichter us em Badische. Herausgeber: Muettersproch-Gsellschaft in Freiburg. Schriftleitung: Karl Kurrus

[23]) Es wäre in erster Linie Rudolf Lehr (Sandhausen) und sein Kreis zu nennen. Auch Elsbeth Janda — die Elsbeth vun de Palz — tut viel für ihre Heimatmundart mit Vorträgen, Rezitationen und Veröffentlichungen. — Ich möchte an dieser Stelle doch eine Lanze brechen für den unvergessenen Hanns Glückstein, den Meister humorvoller Gedichte in Mannheimer Mundart.

[24]) Unter vielen anderen wären zu nennen: Gustav F. L. Hain (Pforzheim), Rudolf Stähle (Karlsruhe) und Harald Hurst (Karlsruhe-Grötzingen).

[25]) Auch hier nur einige wenige Namen: Gottlob Haag, Walter Hampele, Dieter Wieland, Manfred Wankmüller.

[26]) Hermann Bausinger, a. a. O., S. 27 f.

[27]) Am widerstandsfähigsten zeigen sich die deutschen Dialekte in der Schweiz, in Oesterreich und in Bayern. Auch das Alemannische im Schwarzwald ist gebietsweise noch rein erhalten.

[28]) So z. B. in einer Reutlinger Diskussion am 16. 2. 1981, mitgeteilt von Wilhelm König in „Schwädds", Zeitschrift für Mundart, Heft 2, Juni 1981, S. 7

[29]) Vor Philipp v. Zesen war tatsächlich zwischen „Schreibart" und „Redart" (= Schriftsprache und Mundart) unterschieden worden, wobei die damals verpönte Mundart meist mit lateinisch idioma oder dialectus bezeichnet worden war. Das Wort Dialekt ist noch heute beliebt.

Unsri Alemannesproch un ihri alte Hüeter

Karl Kurrus, Freiburg

So isch die Schprooch vo rauer Art
im Herze aber fiin un zart;
si isch voll Chraft un Chindersii:
en Wälderbuur im Sunneschii.

„Von rauher Art, aber fein und zart" nannte vor mehr als fünfzig Jahren **Richard Gäng,** heute der Älteste unter uns Alemanne-Schriiber, unsere Sprache, die ihre Kraft aus dem Herzen schöpft. Fragen wir uns zunächst, was wir unter dem Wort Sprache verstehen wollen. Kein Lebewesen in Gottes weiter Schöpfung, außer dem Menschen, ist in so hohem Maße mit Gaben ausgestattet, seinen Artgenossen etwas mitteilen zu können. Was wir mit Verstand und Gefühl wahrgenommen haben und was ein Leben lang als Erinnerung bewahrt wurde, können wir mit dem „geistigen Werkzeug" Sprache weitergeben. Allein diese Erkenntnis führt uns schon dahin, daß jede Sprache der Menschheit Achtung und Ehrfurcht verdient. Trotzdem darf und soll sich jeder **seiner** Sprache, der Sprache seiner Mutter und seiner Heimat, erfreuen und sie bewahren.
Die Sprache ist ein Merkmal für zusammengehörende Menschengruppen. Politische Grenzen oder Macht-Linien werden mit Hilfe der Sprache oft überschritten; willkürliche Grenzen können eine Sprach-Kultur-Gemeinschaft nicht trennen. Ein treffendes Beispiel ist hierfür der alemannische Sprachraum. Diese Gegebenheit wirkt sich zweifellos positiv aus, indem eine nachbarschaftliche Verständigung in der gemeinsamen Sprache des Volkes gesunde Wurzeln hat.

„An Freunde der ländlichen Natur und
Dichtung; besonders in den Distrikten
jenes Dialektes, welche diese Idee
mit Beifall ehren und die Ausführung
derselben unterstützen mögen."

Diese Worte finden sich bei der Empfehlung Johann Peter Hebels für die erste Ausgabe seiner Alemannischen Gedichte (23. August 1802). Er war es, der unsere alemannische Sprache zu Ansehen brachte und in überzeugender Art manche Vorurteile zurückweisen konnte. Neben den Schilderungen von Natur und Leben hat Hebel auch den Weg geebnet, geistig und künstlerisch hochstehende Themen in dieser Sprache darzustellen. Es bedarf bei unserer Betrachtung über die Alemannensprache und ihre Hüter nicht des weiteren Erklärens, über die bahnbrechende Wirkung Hebels.

Wer d Wohret gern het un wer freind-
schaft heischt,
brücht aü in unsre Zit dr Hebelgeist!

Herausragende alemannische Dichter in Südbaden

Wir wollen die Bedeutung der Vielgestaltigkeit der alemannischen Dichtung nicht verkennen, in deren Gesamtwerk viele Männer und Frauen aller Teile unseres Sprachraumes hohen Anteil haben. Einige markante Dichter unseres Jahrhunderts seien als gültige Beispiele besonders vorgestellt.

Liebi Seel, do nümm un suach
gsundi Freud im blaue Buech!
Un derno würsch finde: s isch
ungfehr wie de selber bisch!

So lautet eine handschriftliche Widmung von **Hermann Burte** (1879—1960) von 1924 in seinem wortgewaltigen Buch „Madlee." Ja, die Kunst des lebendigen Darstellens vom Geschehen bei Natur und Mensch, in einer überzeugenden Aussage, das war Burte eigen. Jeder Dichter wird seine Zeit mit wa-

chen Sinnen durchleben, mit bestreiten und mit erleiden. Keiner ist dagegen gefeit, mit den dem Dichter besonders eigenen Idealvorstellungen an Realitäten Schaden zu nehmen. Es würde aber der guten Sache unserer Sprache und der Persönlichkeit eines unserer Dichter nicht gerecht, wollte man nicht anerkennen, welche hohe Gabe sein wesentliches Werk, welches mutige Wagnis sein Geist, und welche Aufrichtigkeit die Einsicht eines Irrtums bedeutet. Einer der besten Kenner alemannischer Dichtkunst, der Schweizer Professor Georg Thürer, hat das Werk und den Menschen Burte so beurteilt: „Das Verhängnis und das Vergängliche treten zurück! Dem Bleibenden aber gebührt unsere Achtung, und dem Einigenden gehört unsere Liebe." So dürfen wir frohen Herzens Hermann Burte als Meister und Beispiel für alle sehen, die sich gestaltend und erhaltend der alemannischen Sprache zugewandt haben. Ihm, dem Geistes- und Wortgewaltigen sei aus dem Gedicht „Letzte Bitte" gerne nocheinmal das Wort gegeben.

Es fallt uf mi so chalt wie Schnee
ne hässige Vergunscht,
doch ständig wird me läbig seh
my Wäse un mi Chunscht.

Die Markgräfler Dichterin **Lina Kromer,** (1889—1977) wie Hermann Burte mit dem Hebelpreis ausgezeichnet, ist genauso eine hochbegabte Künderin des Wortes, von der ich in einer Feierstunde auf Schloß Bürgeln sagen durfte: „Der Heimat treu — und doch den Sternen nah!" So waren Leben und Werk dieser ebenso bewundernswerten wie einfachen Frau aus Obereggenen. Ihre Veröffentlichungen in alemannischer und auch in hochdeutscher Sprache kamen aus hellwachem Geist und gemütvollem, frommen Herzen. Ihre feinsinnigen Worte seien angedeutet mit einer knapp gefaßten zeitlosen Aussage:

Saie un ärne, s isch allewil s glich.
Saie un ärne, s macht allewil rich.
E Chorn in Bode, e Wort ins Wit,
du ärnsch vo jedem, vo jedem, wenn s Zit!

Mit **Hubert Baum** (1906—1976) denken wir voll Dankbarkeit an einen Alemannendichter, der sich in der Nachkriegszeit als Brükkenbauer zwischen den Generationen bewährt hat. Neben seinem eigenen dichterischen Schaffen hat er all die Menschen um sich geschart, die das alemannische Wort weitertragen wollten. Dichtertreffen und Lesungen wurden von ihm organisiert und damit in schwerer Zeit wieder ein Anfang gemacht, für die Heimat und ihre Menschen das Lied des Besinnlichen und der Freude zu singen. Sein Buch „Freude am alemannischen Gedicht" brachte 1968 Nachweise mit Namen und Werken von 1803 — Hebels alemannische Gedichte — bis zur Gegenwart. Die Hebel-Gedenkplakette war 1970 eine redlich verdiente Anerkennung für Hubert Baum, der zwei Jahre später mit seinem „Alemannischen Taschenwörterbuch für Baden" manchem jungen Dichter eine praktikable Hilfe gab. Wie bei den anderen Schriftstellern soll hier ein kurzes Gedicht ein Beispiel für sein vielgestaltiges Schaffen geben.

Fang aa! Gang dra un förch di nit,
wyl Gott allbott e Hülf der git.

Schaff s guet! Kei Wuet macht gschickti Händ,
doch Rueh hilft zue me guete n End.

Ein seit Jahrzehnten bis heute kerniger und weitbekannter Künder für alemannisches Wort und Heimat ist **Gerhard Jung** (* 1926). Seine vielen Schriften, die Lesungen landauf und landab, sein aktives Wirken beim Schwarzwaldverein und mit der heimatlichen Volkstanzgruppe — natürlich in Tracht! —, das alles hat ihm einen großen Kreis von Freunden und Verehrern geschaffen. Den Hebelpreis von 1974 gönnt ihm jeder, der ihn kennt. Neben dem unermüdlichen eigenen Einsatz mit dem zündenden alemannischen Wort, organisiert Gerhard

Jung seit vielen Jahren die Veranstaltungen des Hebelbundes Lörrach „Begegnung mit Dichter und Werk", wobei auch die jüngere Dichtergeneration zu Wort kommt. Seine Begabung und sein Einfühlungsvermögen bringen vielgestaltig Frohes, Erlebtes, Besinnliches und Mahnendes; kurzum, Gerhard Jung schöpft aus dem Vollen, zur Freude vieler dankbarer Menschen. Das Gedicht „Uf de Schwelle", das einem seiner zahlreichen Bücher den Titel gab, lassen uns den zeitbezogenen Geist dieses Dichters und seinen Blick zur Ewigkeit erkennen.

Mer chömme allbott an e Schwelle,
wo keine weiß, wie s witergoht.
Ob Wirbel warte, Wuet un Welle,
mit Bruusch un Brüel, mit Schlag un Not.

Loß der nit d Angst de Weg verstelle!
Schnuuf dreimol tief, no wog de Schritt!
De bisch au hinter alle Schwelle
in Gottes Hand. Vergiß es nit.

Die zahlreichen Veröffentlichungen unserer alemannischen Dichter, auf die wir im einzelnen gar nicht eingehen können, dazu die Dichterlesungen und Vorträge, zeugen von einer Hingabe an das zeitfordernde schriftstellerische Tun. Daß dies neben der Erfüllung beachtlicher Berufspflichten geschieht ist bemerkenswert und dankbar anzuerkennen.

Ein vollgültiges Beispiel hierfür gibt uns **Philipp Brucker** (* 1924). Zwanzig Jahre war Dr. Brucker Oberbürgermeister der Stadt Lahr und deshalb mit verantwortlicher Arbeit und einem vollen Terminkalender stets belastet. Doch sein frohes, menschenfreundliches Wesen, seine Liebe zur Heimat und ihrer Sprache trieben ihn dazu, mit Geschichten und Gedichten seine Dichtergaben zu verschenken. Eine gute Beobachtungsgabe läßt ihn und damit seine Leser oft eigenartige, aber trotzdem liebenswerte Zeitgenossen erkennen. Damit wird ein herzhaftes Schmunzeln gewonnen, das der Lebensweisheit nicht entbehrt. Einige Zeilen aus „Danzknopf" (Kreisel) sollen dies zeigen.

Dr Danzknopf kannsch zum Danze bringe,
Dofir sin selli Rille dran.
Du bruchsch kei Musik, muesch nit singe,
Muesch bloß e guedi Geißel han.

So geht's au uns in usrem Lewe:
E Großer kommt oft so doher
Un duet schnell sinni Geißel hewe
Un geißelt uns bös vor sich her.

Doppelbegabungen: Unsere Malerpoeten

Wer Kunst will verschenke
muaß vorher bedenke,
ergrinde zuam finde mit Geist un im Gmiat
s recht Wort, s herzhaft Liad;

muaß s heimelig Bild
üs em Lebe, wu gilt,
muaß s Natürwunder mole,
aü mol Traümschlössli hole,
mit Pinsel un Kohle. —

Wer dia Kunst will gniaße
soll s Herz ufschliaße!

Als Malerpoet — für Hermann Burte sei dasselbe Prädikat nachgetragen — schätzen wir Eugen **Falk-Breitenbach** (1903—1979) aus dem Molerhiisli in Hausach. Von ihm dürfen wir ohne Einschränkung sagen: „Naturgetreu sein Bild der Heimat, und wahr sein gläubig-frohes Wort!" Sein klares Auge und die Innigkeit, mit der er das Wunder Natur betrachtet hat, führten ihm die Feder, Pinsel und Zeichenstift; Ergebnis: grundechte Tannen und Schwarzwaldhöfe und bei Motiven aus der geistigen Welt Darstellungen mit dem seltengewordenen Prädikat ‚Ehrfurcht'. Vier Zeilen verraten schon Vieles vom Geist unseres Malerpoeten Eugen Falk-Breitenbach:

De Wääg un Zit isch jedem gmässe,
d Dääg un d Schtunde jedem zehlt;
s Menschemaaß isch bal vergässe,
will s nu gilt uf dääre Welt.

Holzschnitte und kernige Verse in alemannischer Mundart sind die Stärke von **Alban**

Spitz (* 1906). In seinem romantischen Heim in Minseln entstanden aber auch viele Zeichnungen und gemalte Bilder, die alle kräftige Natürlichkeit wiedergeben. Alban Spitz hat sich auch daran gewagt, Hebels Kalendergeschichten ins Alemannische zu übertragen. 1978 verlieh ihm die Gemeinde Hausen die Hebel-Gedenkplakette. Mit Worten, wie in Holz geschnitten, offenbart uns Alban Spitz Lebensweisheiten, wie z.B. in seinem „Dänk dra."

Gwüüß, mä mueß läebe,
aber au Mänsch drbi bliibe,
mä darf s chratze und raggere it übertriibe.

Ä Hüüchli, ä Rüüchli,
und s isch alles verbei
und mänggs isch drno ainerlei.

So farbig-eigenwillig und wohlgeformt, wie seine Gedichte und Geschichten, sind die Bilder und Tongefäße von **Bruno Epple** (* 1931). Mit den Werken seiner naiven Malerei holte er sich 1977, unter 56 Teilnehmern aus 16 Ländern, den ersten Preis in Gold. Sein Hauptberuf: Gymnasial-Professor in Radolfzell; seine künstlerische Berufung wie schon erwähnt vielseitig. Unter dem Titel „Wosches" vermittelt er das Wissen über ausgefallene Worte; eine Fleißarbeit, die belehrend und belustigend ankommt. Eigentümlich, er geht mit seinen Schafen Alpha, Beta und Gammerle spazieren und lernt dabei selbst Neues: „gäppe" heißt „nach Luft schnappen." Sein Dichter-Erkennungszeichen wird aber bleiben:

Si hond gseet: de Maa isch dot,
etz isch er dot, etz hom mern dot,
hond si gseet.

Hond e Red vum Pfarrer gheert,
vum Vorstand gheert, vum Lehrer gheert,
Red um Red.

Wie beglückend ist es für unsere Malerpoeten, daß sie ihr herzhaftes Alemannenwort mit der Kunst aus eigener Hand illustrieren können. Es sei ihnen neidlos gegönnt.

Frauen und ihr alemannisches Wort

Neben der schon gewürdigten Lina Kromer hatten und haben wir eine ganze Reihe von Frauen, denen das Dichten in alemannischer Sprache am Herzen liegt. **Lin Ritter-Potika** (1888—1981), im Elsaß geboren, war die meiste Zeit ihres Lebens bei uns im Badischen. Sie schrieb geschichtsbezogene Theaterstücke, Geschichten und vor allem ihre „Elsasseschi Heiku." Diese japanische Versform besteht aus siebzehn Silben in drei Zeilen. Der markanteste davon — ihr Leben vollzog sich ja zu beiden Seiten des Rheines — war:

Worum trennt uns e Rhi?
Ass mir zeige chenne,
wie me Brucke bäut.

Zu Beginn stellten wir fest, daß die alemannische Sprache „im Herze fiin un zart" ist. Wer könnte den Beweis dafür besser antreten, als unsere Dichterfrauen. Bei **Ida Preusch-Müller** (1889—1974) finden wir viele tiefe Gedanken über Mutterliebe und demütiges Ertragen von Schicksalsschlägen.

Ai Chind — ai Freud un tausig Sorge,
doch „Chinder" sin e große Schatz,
drin lit e Sege tief verborge.
Sag, Muetterherz, wievil hän Platz?

Solche Worte lassen uns an Hebel denken, der erkannte: „Muetterlieb isch zart und frumm."
Hedwig Salm (1889—1981) hat uns Vieles geschenkt, was im „Heimatgarten" blühte und „Aus des Herzens Fülle" kam. Sie hatte die Kraft des Geistes bis ins Hohe Alter behalten, und schrieb noch mit achtzig Jahren jugendfrisch die Erlebnisse im Hochschwarzwald. Ihr Sinnen galt dieser Welt und der andern.

Viel vom Änedrane luegt ins Lebe-n iine.
S cha wie d Sunne schiine
un e Wegspur bahne.

Trost chunnt wie agfloge,
d Welt würd neu un groß:
Ufrecht traisch dy Los
unterem Sterneboge.

So gingen auch die Gedanken von **Paula Hollenweger** (1900—1980), trotz lebenslanger Verbundenheit mit „Rose und Rebe", zu dem großen „Geheimnis:"

Wenn in de Nächte dunkel
kei Stern am Himmel goht,
kei helle Schii, kei Gfunkel,
wu suscht so tröschtli stoht,

dno cha n i gspüre, ahne,
aß größri, stärchri Mächt
uf no vil höchri Bahne
uns ziehn in dunkle Nächt.

Unsere Dichterin von Feldberg bei Müllheim erhielt 1967 die Hebel-Gedenkplakette.
In der Sammlung „Sagen vom Oberrhein" hat Paula Hollenweger ein Stück ihrer Heimat-Arbeit geborgen, worin sie vielgestaltig versucht, dem alemannischen Grüblergeist gerecht zu werden und dem Guten den Weg zu ebnen.
Der Batzenberg hat seine Dichterin in **Liesel Meier-Küchlin** (* 1907). Selbst Bauersfrau kennt sie die Arbeit in Feld und Reben, weiß über den „Brunne bim Lindebaum", von alten Mühlen und vom „Burefliß" zu berichten. All den Weindörfern in ihrer Nachbarschaft singt sie das Lied von Reben und Wein, und hat doch immer ein höheres Ziel vor Augen:

E gläubig Härz, e stille Sinn,
in Freid un Schmärz bringt äs dir Gwinn.

Eine von unseren Dichterinnen, **Gertrud Albrecht** (* 1909), hat die Sendung der für die Verskunst begabten Frauen im Alemannenland — wie sie es für Ida Preusch-Müller schrieb — so gesehen:
Lönt mine Blueme blüehe in der Heimetsunne,
lönt mine Lieder wurzle in mim Heimetbode,
do isch die urchig Chraft, so tief do inn
un drüber hi weiht vo de Berg der Heimet Ode . . .
das isch für mine Teil der schönste Lebesgwinn.

Ist es nicht mit Genugtuung zu vermerken, daß eine Frau, die ein Loblied „Der Klang im Stein" auf das Freiburger Münster schrieb, so treu dem Heimelig-Schönen zugewandt ist?!
An das Ende unserer Zeilen über die Frauen mit dem Alemannenwort stellen wir nocheinmal einige Zeilen von **Lina Kromer,** aus ihrem vor fünfzig Jahren geschriebenen Gedichtband „Im Blaue zue:"

S isch um die Frau e heimli,
es still verborge Liecht,
wie d Stern am schönste schiine
ob Näbel grau un fiecht.

D Zit isch e Bruck vum Gestert zuam Morn

Wenn wir von den alten Hütern der Alemannensprache reden, so gehen unsere Gedanken weit zurück ins vergangene Jahrhundert. Alle Dichter vergangener Jahrzehnte mit ihren Werken aufzuzählen, ist innerhalb unserer Betrachtung nicht möglich. Wir müssen uns damit begnügen, eine Reihe von Namen zu nennen, deren Erbe nicht vergessen werden darf. Mancher Gedichtband von guten Freunden, seien sie schon drüben in der anderen Welt, oder gottseidank noch bei uns, wird oft und gerne aufgeschlagen, um diese heimelig-besinnlichen und frohen Gedanken wieder in uns aufzunehmen. Dabei denken wir an Walter Füsslin, Maurus Gerner-Beuerle, Fritz Guggenbühler, Ernst Haberstock, Hans Hauser, Hermann Landerer, Desiré Lutz, Michel Maier, Hans Matt-Willmatt, Emil Müller-Ettikon, Ernst Niefenthaler, Richard Nutzinger, Karl Sättele, Gottfried Schafbuch und Frieder Weber-Benzing. Sie alle verdienen Dank und Anerkennung für das, was sie schriftstellerisch und in sonstiger Weise für unsere alemannische Heimat getan haben.

Aus den einzelnen Gedicht-Proben ist ersichtlich, wie unterschiedlich die Schreibweise der alemannischen Texte ist. Eine einheitliche Rechtschreibung würde die bunte Sprachlandschaft stören oder gar zerstören. Es bleibt deshalb jedem Dichter überlassen, seine Texte in der Schreibweise wiederzugeben, die der Lautwiedergabe (Phonetik) seines Dialektes am nächsten kommt. Im Zweifelsfalle ist Anlehnung an die Schriftsprache zu empfehlen.

„Raum und Zeit" — ein vielverwendetes Dichterwort — diese beiden Begriffe sollen uns Pfeiler sein für eine Brücke, die uns vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in unsere Tage führt. Wir lassen stellvertretend für die vielen Dichterfreunde **Paul Sättele** (1884—1978) und **Werner Richter** (* 1929) zu uns sprechen, zwei Menschen unserer Heimat, deren Leben fast ein halbes Jahrhundert auseinander liegt. Auch hieraus können wir ersehen, wie beständig das Bekenntnis zur Heimat ist. Sowohl in besinnlichen Worten, dem Ewigen zugetan, wie auch aus frohem Herzen, das Leben bejahend, sind uns die alemannischen Dichter treue Begleiter durch die Zeit, auf dem Weg über die Brücke vom Gestern zum Morgen.

I ha ne feine Rote
und das isch gwiß kei Sünd,
er chunnt als guete Bote
uf Bsuech, als guete Fründ.
Er tuat au mänkmol wecke
mii Geist un stupft un bohrt,
drum Chrüüsli, loß mr s schmecke,
er hilft biim Dichterwort.

Werner Richter

Noch diim Wese, noch diim Wii,
noch em junge, starche Rhii,
noch em Land im Bluescht un Schii
stoht miin Sii.
Un dii Sproch, wie dunkli Glocke,
samtig warm, so duet si locke
zue dir hi,
ewig zue miim Land am Rhii.

Paul Sättele

Mit diesem Rückblick wurde versucht, die Heimatdichter der gewesenen und der älteren Generation vorzustellen und ihre Werke in Erinnerung zu rufen. Beglückend ist es, daß die junge und neue alemannische Dichtung bei einer großen Zahl von Menschen einen Platz gefunden hat, wo Wurzeln, Blüten und Reife mit Gedicht und Lied den Fortbestand dieses Kulturelementes sichern werden. Gemeinsam wollen wir das Erbe hüten und in die Zukunft schreiten mit dem Grundsatz:

S Guat vum Alte bhalte
un muatig s Neui gstalte!

Neue alemannische Dichtung am Hochrhein

Versuch einer Bestandsaufnahme

Gerhard Jung, Lörrach

„Und aus des Nebels Wolkenkreis
hebt sich's wie eine Hand:
Der alte Hebel segnet leis
sein alemannisch Land!"

Diese Verse von Josef Viktor von Scheffel fielen mir ein, als ich den Anfang für mein etwas leichtsinnig versprochenes „Werk" suchte. Die Vision des alten Meisters, der da auf dem Feldberg sitzt und seine Augen über das Land am Hochrhein schweifen läßt, vom Jurariegel des Randen bis ans Rheinknie mit der stolzen „tollen" Stadt Basel und westwärts hinauf bis nach Freiburg, der Stadt „des Waldes, des Weines und der Gotik" und weiter rundum über die Höhen des Südschwarzwalds, diese Vision kam mir immer wieder in den Sinn, als ich mich mit der „neuen" Mundartdichtung näher befaßte. Fast körperlich spürte ich das Lächeln des „Schutzgeistes der Alemannen" über meinen Versuch. Bestandsaufnahme der neuen alemannischen Dichtung am Hochrhein? Da hast du dich in etwas eingelassen, Freund!
Nun gut, aus der Bestandsaufnahme ist nur Stückwerk geworden. Aber auch ein Anfang ist nützlich. Begrenzungen sind ohnehin nicht zu vermeiden, wenn Bestand aufgenommen wird. Das hat schon Hubert Baum erfahren, als er 1968 seine Anthologie „Freude am alemannischen Gedicht" schuf, Karl Kurrus ging es nicht anders, als er zehn Jahre später für die Muettersproch das „s lebig Wort" zusammenstellte. Sie waren mir Vorbild und Begrenzung zugleich. Allerdings habe ich in meine Bestandsaufnahme auch einige junge Dichter aufgenommen, die schon im „s lebig Wort" zu finden sind. Ich glaubte, diese Ausnahme machen zu dürfen, weil es sich dabei um Menschen handelt, die in den fünf Jahren gereift, verändert und gewachsen sind wie etwa Manfred Bosch, Markus Manfred Jung, Johannes Kaiser, Wolfgang Scheurer oder Monika Schreiber-Loch.
„Am Hochrhein" bedeutet hier leider nur die Uferstrecke rechts des Rheines von Waldshut bis an den Kaiserstuhl und das Stück Südschwarzwald, das eine Verbindungslinie dieser Eckpunkte nach Norden abgrenzt. Natürlich widerstrebt es mir sehr, den Rhein als „Grenze" zu bezeichnen, für die Mundart ist er ja viel eher ein verbindendes Element.

Aber die „neue" Mundartdichtung in der Schweiz und im Elsaß einzubeziehen, war schlichtweg unmöglich. Das muß späteren Aufsätzen vorbehalten bleiben.
Als „Dichterinnen und Dichter" suchte ich aus, wer in den letzten Jahren Bücher in Mundart verfaßt oder in Wettbewerben besonders auf sich aufmerksam gemacht hat. Es ist mir sehr wohl klar — vor allem aus den alljährlichen Veranstaltungen des Hebelbunds Lörrach „Wer kann, der darf" (Reihe: Begegnung mit Dichter und Werk) — daß es noch viele versteckte und wertvolle Talente gibt landauf und landab, die eigentlich hier erwähnt werden müßten. Die Auswahl der Mundartpoeten, die nachstehend — in alphabetischer Reihe — mit Bild, Leben und Kostproben der Arbeit vorgestellt werden, hat daher viel Zufälliges und Unvollkommenes an sich. Sie kann und will nur ein Anfang sein, der zwingend nach Ergänzung und Fortführung ruft. Nehmen Sie, liebe Leserin und lieber Leser, mit diesem Anfang gütig vorlieb!

BÖHLER—MUELLER, Charlotte El

wohnt seit 1948 im Markgräflerland.
Anschrift: Bruckmatten 18, 7889 Grenzach-Wyhlen

Die am 5. April 1924 in Buxheim/Allgäu als neuntes Kind frommer und musischer Eltern geborene Dichterin musizierte, komponierte, malte und schrieb Gedichte schon in jungen Jahren. Vieles entstand in den Nachtdiensten im Kriegseinsatz zwischen 1941 und 1945.
Als Hausfrau und Mutter von vier Kindern blieb ihr lange versagt, Bücher herauszugeben; Veröffentlichungen in der Presse sowohl im Wohnort Grenzach als auch im benachbarten Basel, woher ihr Ehemann stammt, oder in der Jugendheimat Memmingen erschienen und erscheinen seit zwanzig Jahren regelmäßig. Ihr Namenszeichen ChBM stand und steht unter zahlreichen Berichten, Betrachtungen und Gedichten.
ChBM ist außerordentlich vielseitig, ohne dadurch ihre gerade Linie zu verlieren, den Grundton einer frohen, lebensbejahenden Frömmigkeit. Er spricht aus ihren hochdeutschen Versen und Aphorismen ebenso wie aus ihren Gedichten und Erzählungen in der Allgäuer Mundart oder im Grenzacher Alemannisch, das sich die „Zugereiste" mit Achtung, Ernst und Liebe als Muttersprache für Mann und Kinder angeeignet hat. Es ist ihr längst keine Fremdsprache mehr. Ihre besondere Musikalität erleichterte ihr das Einfühlen in das Wesen der alemannischen Mundart, das spürt man in ihren Gedichten besonders. Chansons und Tanzschlager aus ihrer Feder wurden verlegt und waren schon mehrfach im Rundfunk zu hören.
Über ihre Arbeit sagt Charlotte Böhler-Mueller selbst: „Ich schreibe, weil mir die Gedanken einfallen und weil ich diese Gabe als verpflichtendes Talent auffasse. Es ist mein Wunsch, den Menschen damit Hoffnung und Trost zu bringen; das Stückchen BLAU am manchmal grauen Himmel zu zeigen, indem ich lediglich das schreibe, was andere ebenfalls denken und fühlen, wie mir oft versichert wird."

Folgende Bücher von Charlotte El Böhler-Mueller sind bisher erschienen:

BUXHOIMER G'SCHICHTLA UND GEDICHTLA (1980)
Martin Verlag, Walter Berger, Buxheim/Allgäu;

SENDEPAUSE DER ERWARTUNGEN (1981), Aphorismen und Definitionen
Martin Verlag, Walter Berger, Buxheim/Allgäu

NIMM DR ZIT! (1982) alemannische Gedichte Mund- und Herzensart.
P. K. Schneider Verlag, 7889 Grenzach-Wyhlen 2

FÜR JEDEN AUGENBLICK (1982), Glückwunsch, Dank und Trostgedichte, alemannisch und schriftdeutsch.
P. K. Schneider Verlag, Grenzach-Wyhlen 2

PERLEN FÜR DICH (1982), Aphorismen und Lebensansichten.
P. K. Schneider Verlag, Grenzach-Wyhlen 2

In einigen Anthologien und Jahrbüchern sind Aphorismen und Gedichte von ChBM zu finden, weitere Veröffentlichungen — unter anderem auch mit Mundartsketchen in Alemannisch — sind in Vorbereitung.

Nimm dr Zit!

Am Morge wenn im Bett verwachsch
Un zringsum liht no alls in Rueh
Bis uf es Vögeli wo singt
Dno los em au e Rüngli zue!

E Plappermüüli schwätzt un schwätzt
Vo tuusig Sache wo's wött due
Vo tuusig Sache wo's scho weiß
Chumm, nimm dr Zit un los em zue!

Din Maa chunnt vo der Arbet heim;
Hüt het er bis do obe gnue;
Hättsch du au z'schaffe: Nimm dr Zit
Un los im zerst e Rüngli zue!

En alte Mensch — er lebt ellei —
Wird selte g'frogt noch sinem Due;
Wenn sellem 's Herz grad übrelauft
Dno nimm dr Zit un los em zue!

So denk doch au: de liebi Gott
Het gwiß bi Tag und Nacht kei Rueh
So oft DU aber an EN denksch
Luegt ER di a un lost dir zue!

BÖHLER-LORITZ GERTRUD

Anschrift: Schopfheimer Straße 50,
7867 Wehr/Baden

Am 5. Oktober 1919 in Wehr am Fuße des Hotzenwalds geboren und aufgewachsen, hatte die Dichterin schon in der Schule ihre Liebe zum Schreiben und Fabulieren entdeckt. Später, als sie einen schwerkriegsbeschädigten Mann und drei Kinder zu versorgen hatte, sprudelte das Brünnlein ihrer Dichtung meist nur für den „Hausgebrauch" bei Familienfesten oder — was bei einer „Währeri" nicht zu verwundern ist — an der Fasnacht. Erst als dreiundsechzigjährige Großmutter wagte sie sich auf das Drängen ihrer Freunde hin an die Öffentlichkeit.
Mundart als Sprachmittel ist ihr angeboren und selbstverständlich. Sie will mit ihren von Herzen kommenden und zum Herzen redenden Versen Freude oder Trost schenken. Lebenserfahrung und viel Gemüt sprechen aus den schlichten Aussagen, deren Themenwahl immer im vertrauten Umkreis und Lebenskreis bleibt. Sie ist eine echte „Heimatdichterin" mit all den hohen Graden und auch den Beschränkungen, die in diesem Wort stecken.

Von Gertrud Böhler-Loritz ist im Selbstverlag erschienen: HEB DI GUET, alemannische Gedichte (1982).

Muetterschproch!

Mir Alemann hen e Schproch,
die schmöckt noch altem Wii,
s'isch, wenn si uff de Zunge hesch,
en Ärdguu no debii.

Eusi Alemanne-Schproch,
die schmöckt noch Buurebrot,
so härzhaft chärnig, si isch grad
us rächtem Chorn und Schrot.

It jede cha die Schproch verschtoh,
it jede mag si höre,
mängge duet in eusre Schproch
de herti Ton drin schtöre.

Die Schproch, die het is d'Muetter g'lehrt,
und dodruff sin mr schtolz,
bodeschtändigi Alemanne,
die sin us g'sundem Holz.

Im Lauf vo de Johrhunderte
het mängge welle bigge
ins g'sundi Holz e Kerbe dri,
doch keim het's welle glügge.

Mir bliibe treu de Muetterschproch,
me wen si sorgsam pfläge,
no würd si eus und euse Chind
au witerhi zum Säge.

Folgende Mundartbücher gibt der Dichter im Selbstverlag ab:

UF DEN TAG WART I (1976)
MIR HOND NO GNUEG AM AALTE (1978)
IHR SIND MR NO E SCHÄNE GSELLSCHAFT (1980)

BOSCH MANFRED

Anschrift: Neumattenweg 30, 7888 Rheinfelden

Der 1947 geborene freie Schriftsteller ist in Bad Dürrheim im Schwarzwald geboren, dort und in Zell/Harmersbach zur Schule gegangen und kam als Gymnasiast nach Radolfzell, das ihm wohl die wichtigsten Eindrücke für seine Tätigkeit als Mundartdichter mitgab. Am Hochrhein lebt er mit Frau und Kind seit 1980.
Neben sehr vielen schriftdeutschen Werken des sozialkritischen und politisch hellwachen Schriftstellers treten die Gedichte in Bodensee-Mundart scheinbar in den Hintergrund, sie sind aber alles andere als Ausflüchte oder gar geruhsame Rastpunkte. Auch in der Mundartdichtung kämpft Manfred Bosch einen unerbittlichen Kampf gegen die Verlogenheit und Verderbtheit der Gesellschaft. Der engagierte Kriegsdienstgegner schont weder sich noch seine Umwelt, wenn es darum geht, der Menschlichkeit Bahn zu brechen, Dickichte zu durchstoßen, Sümpfe wegbar zu machen.
Für seine Mundartdichtung erhielt Manfred Bosch 1974 einen 2. Preis des süddeutschen Rundfunks, 1976 einen ersten Preis des alemannischen Gesprächskreises und 1978 den Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen.

Paradox

Grad etz
wo s sovl
Arbeitslose hot

gäbs meh denn je
aazpacke

—

Froog i den Kerle:
Wem gheersch Du?

Seet der:
mir selber

I glaub
etz simmer go
so wiit

—

Wa no it isch
kaa no werre

wa it werre kaa
bruucht au it si

un wa it sii bruucht
goht mi au nind aa

Wer it woos
wanner will

isch mr
it grien

Aber die
wo s ganz genau
wisset

vor sellene
isch mrs
himmelangst

—

Etz hommer
si sell Ziit
vu dere se
emol saget:

friener isch
alls besser gsi

Siehsch:
so schnell
bisch zfride

BURTH THOMAS

Anschrift: Talstraße 67, Langenau, 7860 Schopfheim

Thomas Burth ist ein „Seehaas", den es 1982 ins Wiesental verschlug. Der 1934 geborene Dichter fand über die Berufe als Textilkaufmann und Lehrer an der kaufmännischen Berufsschule zum Bankfach. Er ist heute Marketingleiter einer großen Schopfheimer Bank.

Über seinen Werdegang als Mundartdichter sagt er selbst: „Daheim in der Mundart aufgewachsen, setzte ich in den Jahren der beruflichen Wanderschaft (Kaiserslautern, Heidenheim, Singen) alles daran, den Dialekt aus meiner Umgangssprache zu verbannen und durch ein einwandfreies Schriftdeutsch zu ersetzen. Ich wollte endlich einmal nicht mehr als Badenser, Schweizer oder Schwäble eingestuft werden. Nach vielen Jahren — längst wieder daheim — äußerten norddeutsche Kurgäste ihre Vermutung, daß ich sicher nicht von hier sei, da ich ein richtiges Deutsch spräche und sie mich deshalb verstünden, was bei den anderen Einwohnern nicht der Fall sei. Mein Komplex war überwunden. Ich ging der Radolfzeller Mundart wie einer Fremdsprache nach — die ich noch gut beherrschte — und ließ mich von der Ursprünglichkeit dieser Sprache, dem herben Klang und der Vielgestaltigkeit faszinieren. Es reizte mich, Sprachbilder zu zeichnen mit unkonventionellem Material, Stimmungen und Rhythmen hervorzuzaubern, wo man keine vermutet. So entstanden Erzählungen und Gedichte, die sich nicht reimen."

Thomas Burth wurde Rezitator und Hörspielsprecher, er begann Zeitungskolumnen zu schreiben, Hörspiele und Aphorismen. Dichterlesungen landauf und landab schufen ihm viele Freunde.

Von Thomas Burth gibt es folgende Mundartbücher:
KLÄNE BILDLE, Radolfzeller Mundart (1976) im Selbstverlag
GSCHWÄTZT WIE GMOLET; Radolfzeller Mundart (1980)
Verlag Südkurier Konstanz

Ä verflixte Gschicht

Sisch ä verflixte Gschicht
daß de meischt vu dene
ebbes homzahlt kriegsch
dene du garnix vedlehnet hosch

De Geizige

I ka des Elend it sehne
set de Geizige
und lueget schnell uf d'Siite

Zum Lache

Sisch doch grad zum Lache
wi schnell ä saudumms Gschwätz
gar nimi so saudumm isch
wemer dodemit globt wird

Emigrazion

Er glaubt
Geld kennt it alls si
's Büro kennt it 's Lebe si
de Boss kennt it 's Oberscht si
d'Rente kennt doch it 's Letscht si

Er glaubt ebbes anders
winers vum Gschäft her
manchmol glaube sot.

Wa nem blibt
isch all Dag die Emigrazion:
hom.

DIETSCHE FRANK

Anschrift: 7842 Kandern-Sitzenkirch

Geboren wurde Frank Dietsche in Berlin am 18. Oktober 1938, aber schon nach drei Monaten siedelte er nach Grenzach über, wo er in fast rein bäuerlicher Umgebung aufwuchs und wurzelte. Er besuchte das Hebelgymnasium in Lörrach und wechselte nach Basel und Bern, wo er die Maturitätsprüfung ablegte. Studienjahre in Basel und München folgten. 1967 wurde er Lehrer. Er ist verheiratet und hat drei Kinder. Seit 1970 wohnt er in Sitzenkirch. Seine besondere Musikalität machte ihn bald zum begehrten Chorleiter. Professor Percy G. Watkinson gab ihm Anstoß und Ermutigung, Lieder und Balladen in alemannischer Mundart zu schreiben und zu vertonen. Heiterkeit und Besinnlichkeit und viel Herzensfrische sind seinen volksliednahen Melodien eigen. Seine Lieder vom „Wäldermaideli vo Vogelbach" oder von der „Zibelewaihe" sind überall daheim, wo alemannisch gesungen wird.

Frank Dietsches Lieder sind enthalten in ALEMANNISCH Z'SINGE, Lieder und Chöre aus unserer Zeit (1979), herausgegeben vom Obermarkgräfler Sängerbund, Postfach 2112, 7850 Lörrach.

Waie-Lied

Text und Melodie von Frank Dietsche

Satz: Percy G. Watkinson

Vorsänger

G Am D7 G

1. Zi - be - le schnätz - le cha - ni nit, i mueß im - mer plä - re,

Alle:

G Am D7 G

Doch wenn's Zi - be - le - wai - e git, sel - li tue - ni geh - re! Im

Doch wenn's Zi - be - le- wai - e git, sel - li tue - ni geh - re!

Kehrvers

Pflueg, im Pflueg, git's gnueg, git's gnueg. Im

Im Pflueg git's gnueg, git's gnueg! Im Pflueg git's gnueg, git's gnueg!

D7 G D G

Pflueg, Im Pflueg, git's gnueg Zi - be - le - wa - ie!

Im Pflug, im Pflueg git's Zi - be - le - wa - ie!

C G D7 G

2. Un wenn Fritigzobe isch,
hock i in de Chare.
Denn, wer richtig hungrig isch,
mueß uf Holze* fahre.

3. Zibelewaie hebt de Muet,
stärkt der Chopf un Mage.
Schmeckt sogar de Preuße guet,
wenn si's au nit sage.

4. Zibelewaie schmeckt im Ma
un schmeckt au de Wiber.
Was me nochher höre cha,
sell verschwig i lieber.

5. Hesch die ersti Waie gha,
muesch e Päusli mache.
Bschau die Maidli nebendra,
wie si fründli lache.

6. Waie ohni Rebewi
sell isch's halbe Lebe.
Schenk mer none Gläsli i
un leer nüt dernebe!

** Der »Pflug« ist eine bekannte Gaststätte in Holzen, einem Dorf im Rebland. Der Name kann entsprechend den örtlichen Gegebenheiten abgewandelt werden.*

Lied für Vorsänger (mit Gitarre) und Chor (Männer-, Frauen- und Kinderstimmen ad libitum)

den 1. Preis für Mundartlieder. Er gründete dann die Gruppe „KUM GESELLE MIN", die vor allem alte Lieder und Tänze pflegte. 1981 erhielt er erneut einen Preis vom Land Baden-Württemberg.

Im Selbstverlag hat der Künstler zwei Schallplatten herausgegeben:
I WILL NIT, LP, mit Mundartliedern (1980) und CHRUTT UNTER D HUTT, LP mit Mundartliedern (1982)

FÜHRE ULRICH

Anschrift: 1. Herderstraße 5, 7000 Stuttgart 1
2. Keltenring 101, 7800 Kirchzarten-Burg

„Ulli", wie ihn die zahlreichen Freunde nennen, wurde 1957 in Lörrach geboren, wuchs in Haagen, Grenzach, Lörrach und Freiburg auf. Er studiert in Stuttgart Musik.
Musik ist das Lebenselement des jungen Künstlers, er beherrscht nicht nur mehrere ganz verschiedene Instrumente, er dichtet und komponiert auch in einer ganz ihm eigenen Art. Humor und bitterer Ernst, Leichtsinn und Schwermut wechseln bei ihm wie Licht und Schatten einer Landschaft. Er sagt selbst: „Angeregt wurde ich durch irische und bretonische Liedersänger, die in ihrer eigenen Sprache (im Dialekt) sangen. Das gab es in Baden in diesem Rahmen nicht. An unsere überlieferten Lieder wollte ich mit eigenen Texten anknüpfen und heutige Sicht ausdrücken, und das in der Mundart. Hier ist für mich die Verbindung von Herz, Kopf und Mund am innigsten ausgeprägt. Mit Humor und Ernst, mit leisen, feinen Tönen und lautem, derbem Gezeter, mit politischer Meinung und privaten Ansichten möchte ich so recht ein Bild unserer Wesensart und meiner eigenen Person malen."
Wie einige andere wurde Ulli Führe in der Aktion „Junge Mundart" des alemannischen Gesprächskreises 1976 nicht nur entdeckt, sondern auch wesentlich gefördert. Er erhielt

D'Gränze cha me vergässe

Es geht eine dunkle Wolk herein
Entfleucht dem Wyhler Fessenheim
Und hat bei Westwind still und sacht
Ganz Freiburg in den Himmel bracht.

Vor de staatliche Landesschutzmuure
Gits kei Halt für de Räge de suure
Er stigt in d'Höchi, haut ab mitem Wind
Z'Honolulu stirbt ä Wald ganz gschwind.

Am Mendig keit d'Ciba Geigy ihre Dräck
Z'Basel in de Rhii un dä Dräck fließt ewäg
Am Friddig hän d'Mänsche in Holland scho
Chopfweh un Mageweh übercho.

D'Gränze, diä chasch vergässe
D'Gränzstei sin lang gnueg gsässe
Was des no soll
Säll mitem Zoll
Denn s'Gift reist durs Land
Ohni Paß in de Hand
Verdirbt uns s'Wasser, d'Luft un s'Ässe!

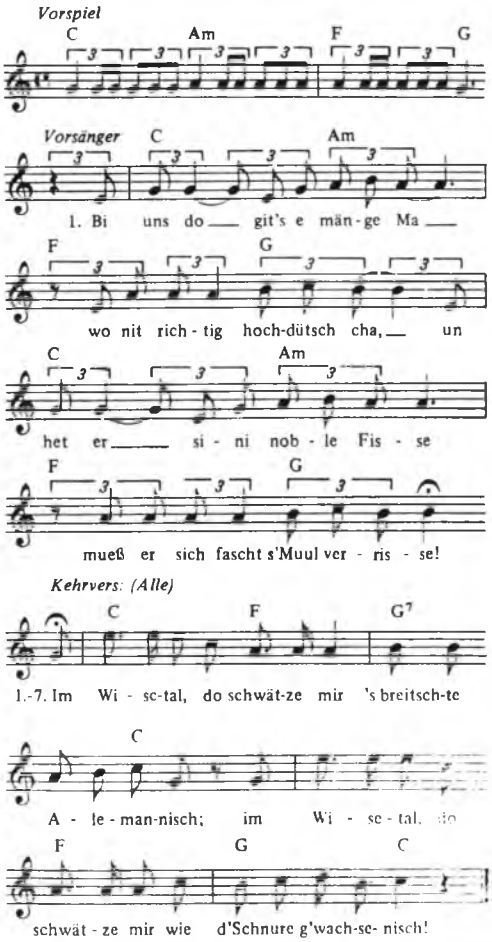
HOFMAIER ROLAND

Anschrift: Waldstraße 61, 7853 Steinen

Am 20. Januar 1946 wurde er in Wehr geboren, kam später als junger Speditionskaufmann ins Wiesental, wo er heute als Werbetexter seinen Lebensunterhalt verdient. Roland, genannt „Hofi" ist verheiratet und hat einen Sohn. 1976 begann er „aus Plausch", Mundartlieder zu schreiben und vorzutragen; seit 1978 wirkt er aktiv im Vorstand der Muettersproch-Gsellschaft mit und ist immer wieder am Radio zu hören oder im Fernsehen dabei. Nach seinen eigenen Worten schreibt er: „Eifach wil's mir Spaß macht un andere Lüt au — un des macht mir nomeh Spaß. Usserdem cha me bim Singe prima dr Ärger vertriibe un ablade." Und was will er bewirken?: „E bizzeli Freud unter d'Lüt bringe und au eweng zum Nochdenke arege — d Welt verbessere chan i doch nit (Wenn s au schön wär, si tät sich eweng bessere)."
Roland Hofmaier ist ein echter Barde, der sich auf der Straße mit seiner Gitarre in der Hand genau so wohl fühlt wie im Konzertsaal. Durch seine ungekünstelte Art strahlt er Fröhlichkeit und Optimismus aus, obgleich manche seiner Texte alles andere sind als „leichte Kost". Er hat nicht nur Lieder, sondern auch Theaterstücke geschrieben, die ins Archiv für alemannische Mundartspiele aufgenommen sind.

Veröffentlichungen:
MÄNKMOL MEIN I, Langspielplatte mit Mundartliedern zur Gitarre gesungen (1980), Verlag ELROTON, Waldstraße 61, 7853 Steinen;
LIED/RIGS VO GESTERN UN MORN, Liederbuch, 1981, Moritz Schauenburg Verlag, 7630 Lahr;
„... EINEWÄG", Langspielplatte (1982) mit Mundartliedern zur Gitarre. Verlag ELROTON, Waldstraße 61, 7853 Steinen.

Im Wisetal



2. Chunnt ein usem Norde her, no fallt em's Höre grüsig schwer; e mänge het scho boshaft gsait; die Sproch, di sig e Halschrankheit!

3. Wenn öbber nach dr Uhrzit frogt, no isch er mangmol zimli plogt: Denn Viertel isch nit Viertel vor, des klingt zwar zimli glich im Ohr.

4. Zischtig isch e Wuchetag, e Chaib ein, wo mr gar nit mag, in d' Chratte chömme d' Chirsi dri, ins Chrüsli chunnt dr neue Wi!

5. Z' Liecht go heißt, dr Nochber bsueche, im Chänsterli, do stoht dr Chueche. Güllere heißt, dr Bode dünge; chlüddere — hinte use singe!

6. E Schlurbe isch e alte Schueh, mit Gufe macht me d'Chleider zue. E Tschumpel weiß nit, was er will, e Schwauderi schwatzt meistens z'viel!

7. Die, wo jetzt nüt verstande hän, wo's aber no gern wisse wann, chönne alli zue mr cho — i ha ne Übersetzig do!

Veröffentlichungen: Neben einigen schriftdeutschen Texten, die in der Zeitschrift „Allmende" oder auch im Südwestfunk Raum fanden, gab Heinz G. Huber heraus:
DITTLI GNUE, Gedichte in niederalemannischer Mundart, Deyflsgiger-Verlag (1978).

HUBER HEINZ G.

Anschrift: Grenzstraße 32, 7551 Elchesheim-Illingen

Eigentlich ist er ein „Außenseiter", einer, der weder räumlich noch sprachlich in diese Reihe paßt. Heinz G. Huber ist nämlich 1952 in Oberkirch im Renchtal geboren und in Nußbach aufgewachsen, er hat das Gymnasium in Offenburg besucht und in Freiburg Deutsch, Geschichte und Volkskunde studiert. Seit 1980 ist er Lehrer am Gymnasium in Durmersheim bei Karlsruhe. Aber Heinz G. Huber gehört in die Reihe der jungen Mundartdichter, die um ihren eigenen Stil und die eigene Aussage ringen und der Mundartdichtung seit einigen Jahren neue Dimensionen und Gebiete öffnen. Daher steht er mit Recht in dieser Bestandsaufnahme, zugleich auch als Vertreter des Niederalemannischen. Zu seiner Arbeit sagt er: „Warum schreibe ich? Ich fühle mich nicht als Missionar und gehe auch nicht mit irgendwelchen Ideen oder Ideologien hausieren. Ich schreibe zuerst für mich, um für mich Klarheit zu schaffen, um meine Herkunft und meine Gegenwart zu begreifen. Was nicht ausschließt, daß Selbsterkenntnis auch oder gerade ein Stück Welterkenntnis ist. Durch das Schreiben gewinne ich für Momente ein Stück Selbstsicherheit zurück, Selbstvergewisserung ist für mich als skeptischen Menschen die einzige Möglichkeit zur Gewißheit überhaupt.

Deheim

de wä
verwurstelt — di
widder zwische
de hiiser fensterläde
winke — di
vorbei

dorfrätsche
schäbere us de winkel
burscht rawoose
in de heef
e kueh
maucht dezwische

ich bolier
mini maske uff
stell s muul
uff schwetze durch

ich lang — mer
vum kirchdurm
e scher schnäfl — mer
e blaus stick himmel us
un bäbbs — mer
an de kopf

dann bini
deheim

JUNG MARKUS MANFRED

Adresse: Obermattweg 11, 7850 Lörrach

Markus Manfred Jung, gebore am 5. Oktober 54 z Zell im Wisetal. Muetter: Klara Jung, geboreni Wuchner, e tüchtigi Huusfrau. Vatter: Gerhard Jung, Lehrer an de Poscht un Mundartdichter, Vorbild in viilem. Ufgwachse z Lörrach un z Stette. Dört Volksschuel, Gymnasium, däno Wehrdienscht (hintenooch verweigret). Sit 76 Studium z Friburg (Deutsch, Sport, Skandinavistik, Philosophie) mit drei Uslandssemeschter z Norwege. Ab dem Spötlig Referendar fürs Lehramt Aa (Arbeitsloseawärter). E Buech mit Zeichnige vom Robert Karch isch in Vorbereitig.

I schriib in de Mundart, wel i sellene Muet mache wott, wo meine, si hebe nüt z sage; wel s Alemannisch mi erschti un liebschti Sprooch isch (Norwegisch un Hochdütsch chan i trotz sibejährigem Studium nit so guet), un well i mir un all dene e bizzeli Selbschtvertraue geh wott, wo sich wien i vom mänkmool idiotische Zwang zue de Hochsprooch unterdruckt vorchömme. I probir z zeige, aß d Mundartdichtig nit numme vorgfertigti Sproochformle benutze mueß, sondern schöpferisch sii cha, wie jedi Sprooch, wo no lebt un sich Verändrige apasse mueß. Für mi lön sich au abschtrakti Gedanke in de Mundart usdrucke, wenns au viile ungwohnt vorcho mag. Mi Sprooch isch dodäwege nit allwiil liicht z verschtoh. Wortform un Wortsinn vo mine Gedicht sin eins im Alige, s Recht vom Einzelmensch gege „Vermarktung und Vermassung" feschtzschriibe.

1. Preis (Prosa) in der „aktion junge mundart" 1976

Rägesuur

D Nodle
vo de Tanne
naihe d Wunde nümm
vom gfurchte Bode

Chettespuure
vo verschleppte Bäum

All liechter
grinst de Wald
un
rägesuur

Begegnig

E rotis Tuech
isch d Seel mer gsi
grad gnaiht us Sunnestaub
I häng mi Lachen
übre Hag
un frog di liis
du
magsch mi so

Doch nimmsch mer
eifach d Auge weg
un d Händ un dini Wort
ganz nackig stand i do

Mi Lache
bloosts as Staub vor d Sunne
un loßt mi hilflos zruck
un uf em Hag hängt
won i gang
mi Tuech
uf d Zacke
gschpiißt

KAISER JOHANNES

Anschrift: Hauptstraße 31, 7800 Freiburg im Brsg.

Geboren wurde er am 28. November 1958, im Hotzenwald (Birndorf) und im Wiesental (Steinen) wuchs er auf, seit 1978 studiert er in Freiburg Germanistik und katholische Theologie.
Im Wettbewerb des alemannischen Gesprächskreises „aktion junge mundart" 1976 erhielt er einen 1. Preis für seine Gedichte. Mehrere Preise konnte er seit dieser Zeit erringen, so 1977 den Scheffel-Schulpreis der literarischen Gesellschaft Karlsruhe, 1978 einen 4. Preis der STUTTGARTER NACHRICHTEN, 1981 einen 3. Preis im Wettbewerb „mundart 81" des Landespavillons Baden-Württemberg. Gedichte von heute seltener Gefühlswärme, ja von Gefühlsstürmen bestimmt, zarteste lyrische und starke Liebeslieder stehen bei Johannes Kaiser neben zeitkritischen und nach den Urwahrheiten des Lebens suchenden Gedichten; auch als Autor von Jugendspielen und Hörbildern hat er schon auf sich aufmerksam gemacht.
Zur Motivation für sein Schreiben sagt er:
1. Warum schreibe ich?
Es geht dabei in erster Linie um die Veräußerlichung von Ideen und Empfindungen, die einerseits mir selbst zu psychischer Entspannung verhelfen, andererseits als Identifikationsangebot, insbesondere für meine Generation, betrachtet werden können. Ich verstehe meine Texte als Formulierung subjektiver Problematiken, die in der Formulierung wenigstens ansatzweise analysiert sein sollen. Ich wünsche mir, daß sich viele junge Menschen darin wiederfinden und viele Ältere die Jungen dadurch ein bißchen mehr verstehen lernen.
2. Warum schreibe ich in der Mundart?
Weil es um meine eigenen Gedanken und Gefühle geht und ich nun mal nur in meiner eigenen Sprache diese ausdrücken kann. Wenn daneben bewiesen wird, daß in der Mundart durchaus zeitgemäße Themen durchaus zeitgemäß ansprechbar sind und andere dadurch zum Dialektsprechen ermutigt werden, kann das nur nützen.

Buchhinweis: SINGE VO DIR UN ABRAXAS, Gedichte in alemannischer Mundart, Moritz Schauenburg Verlag Lahr (1980).

Schattechind

Schwarz schwärme Vögel vor em Blau
Un Rösser über d'Aue
'S Gras schmeckt wie gschnitte dur de Tau,
Unter em Laub gärt erdig rauh
E Duft, riich wie vo Fraue.

Wie wiiße, siidig liichte Wind
Verbirgt fleischigi Rinde,
Isch's wider cho, ufregend gschwind,
Wo mi verfolgt, sell Schattechind,
Un draiht sich hinter d'Bünde.

Un do sin d'Bilder wider, lön
Mi nümme los im Schöne,
Die ghuuchti Hut, wo Dropfe stöhn,
Un Hoor un Bei, wo gschwunge göhn,
Un Wort, wo dunkel töne.

Wie stiife, strehnig schwere Wind
Zieht furt, was fescht will gründe,
Isch's wider cho, ufregend gschwind,
Wo mi verfolgt, sell Schattechind,
Un draiht sich hinter d'Bünde.

Satt schlat de Geschmack wie glieihig hell
D'Gedanke us em Warte,
So luck un liedrig jedi Stell,
Sag, Maidli, bisch es du, sag schnell,
Un loß mi stoh im Garte.

KARCH ROBERT

Anschrift: Fürstensteinerstraße 36, CH-4053 Basel

1949 ist er in Basel geboren, aufgewachsen aber auf der rechten Rheinseite in Riehen. Karch hat eine Schriftsetzerlehre hinter sich, mehrere Jahre war er in diesem Beruf tätig. Er soll hier als Beispiel für die junge Mundartdichtung der Schweiz und zugleich als Versuch einer Brücke in die alemannische Region Basel aufgenommen werden. Dies ist um so mehr berechtigt, als Karch sehr gute Beziehungen zum Badischen hat und hier auch zu ersten Erfolgen kam; so hat er 1981 im Wettbewerb „mund-art 81" des Landespavillons Baden-Baden den 1. Preis erhalten.
Über Grund und Bedeutung seines Schreibens befragt, meint Robert Karch:
„Habe 1973 begonnen, auch in Mundart zu schreiben; zuerst Sprüche und kleine Gedichte, später kamen Versuche mit Hörspielen und Bühnenstücken dazu. Fühle mich trotz Dialekt nicht vorwiegend an lokale oder regionale Themen gebunden. So wie man im Dialekt über alles reden kann, so kann man, glaube ich, darin auch über alles schreiben. Den Unterschied zur Hochsprache sehe ich nicht im Was, sondern im Wie. Es dünkt mich, daß man im Dialekt oft etwas treffender ausdrücken kann als in der Hochsprache. Mir geht es beim Schreiben nicht in erster Linie darum, die Realität möglichst „ausgewogen" widerzuspiegeln, sondern beim Leser etwas zu provozieren (manchmal ihn selber). Von einer — unausgesprochenen — Utopie (man könnte auch sagen: einem Ideal) ausgehend und sozusagen zurückschauend auf den Ist-Zustand, der dabei (verdientermaßen) meist nicht ungeschoren davonkommt, das ist, glaube ich, eine meiner Antriebsfedern.
Im übrigen hege ich mit dem Schreiben im Dialekt keine besonderen „sprachpflegerischen" Ambitionen; ein Dialekt bleibt solange lebendig, als er gesprochen wird; andernfalls wäre er auch auf dem Papier nicht mehr zu retten."

Veröffentlichungen:
ANGST, SCHMÄRZ UND WUET, Gedichte und Sprüche im Basler Dialekt. Autorenverlag „Der Stocherkahn" D-7033 Herrenberg.

Friide

Drum bitt i di innig:
Wenn scho, denn kämpf für di Land

Mitre ufrächte Gsinnig
Und nit mitem Gwehr in dr Hand

Igriff

Mir läbe
ime Schpital
wo Seele amputiert

Gsundgschriibe wird
wär si nümm het

Das Syschtem
brucht Mensche
miteme Loch
zmittst in dr Bruscht
sunscht klappt's zämme
wiene leere Härdöpfelsack

Die alti Froog

Sage Si
worum schriibe
Si eigentlig?

Well i mi Gschwätz
nümm aloose mag

Böses Ome?

1912
het z Basel
e Friidenskongräss
schtattgfunde

1914
isch dr Krieg usbroche

1982
het z Basel
wider e Friidenskongräss
schtattgfunde

1984
isch au nümm so färn

KROELL ROLAND

Anschrift: Kirchstraße 16, Holzen
7842 Kandern 4

Gärtner und Musiker, Sänger und Dichter ist er, 1954 kam er in Tiengen am Hochrhein zur Welt, seit seinem sechzehnten Lebensjahr beschäftigt er sich intensiv mit der Geschichte, mit Bräuchen und Sagen des Schwarzwalds. Dabei galt sein Hauptinteresse der Freiheitsbewegung der sogenannten Salpeterer, die sich über mehrere Jahrhunderte hinweg „auf dem Wald", wie damals das Gebiet des Klosters St. Blasien noch allgemein hieß, gegen die Herrschaftsansprüche eben dieses Klosters mit Zähigkeit wehrten.
Aus dieser Arbeit heraus gründete Roland Kroell die Musikgruppe D'Salpeterer, mit der er in vielseitiger Instrumentation eigene oder überlieferte Lieder singt und spielt, Lieder in denen es meist gegen heimliche oder offene Unterdrückung des Volkes geht, gegen die Vergewaltigung der Natur durch Autobahnen, Atomkraftwerke, Giftwolken und Neubaugebiete im südlichen Schwarzwald. Er will damit nach seinen eigenen Worten: „SALPETERERN, d.h. sich aufmachen, in Bewegung kommen, nachdenken, sich verändern, wieder Mensch werden, seine Identität und seinen inneren Frieden wiederfinden". Das geistige Erbe der Salpeterer in heutiger Zeit wachzuhalten und zu verwalten, ist Roland Kroells selbstgesetztes Ziel.
In zahlreichen Hörspielen und im Fernsehfilm „Die Ballade vom Lochheiri" hat er als Autor und Darsteller mitgewirkt.

Veröffentlichungen:
SALPETERERLIEDER UND BALLADEN; Roland Kroell und die Gruppe Salpeterer — Eigenverlag Langspielplatte
SCHO SIT DUUSIG JOOHR, Roland Kroell und die Salpeterer, Verlag Werkstatt Edition, Hauptstr. 17, 7887 Laufenburg

schöni ziitä

he — großmueder i dinre tracht
gib acht
dä wetterfrosch im glas
isch's leiterli abekracht

he — jung schwarzwälderi
unter dinem bollehut
gib acht
suscht wörsch zu tourischtesalami vemacht

he — wälderbuur
mit dinre schönä matte
gib acht
suscht wörsch asphaldiirt
un mit dä dampfwalzi planiirt

he — dalbüüri mit euem schönä hof
gib acht
as me us euem hof it ä hotel
un di zu de putzfrau macht

he altä schwarzwälder i dinre zipfelkap
im muul ä pfiifä rauchsch än guete duback
gib acht
suscht wörsch igsperrt is reservat
as tourischte-attraktion antiquat
im black forest freizeitpark
un di großi transfusion
us asphalt blei gift un beton
selli stoht scho bereit
wenn dä konjunkturwind zu üs duurä weiht

I aber möchti läbä wini bi
as schwarzwälder oder schwarzwälderi
I möchti dä natürlich kreislauf
nümms eifach läbä gern i kauf
I möchti nümmi nu schiilä nochäm geld
un debi vegessä d' ganz welt
I möchti wieder gmütli läbä
dä dag erläbä
mi un di erläbä eifach läbä
GÄ UN IT RAFFÄ GNIISÄ UN IT VEMACHÄ
ZIIT HA UN IT RAASÄ
LIEBÄ UN IT HASSÄ

MEIER KLAUS

Anschrift: Am Landgraben 19,
7890 Waldshut-Tiengen 16

Der „Pöschtler" aus Gurtweil ist am 28. Februar 1939 im Schwarzwalddörfchen Brenden geboren. Als „Wälderbüebli" sammelte er bewußt und unbewußt Eindrücke aus einer Welt, in der die Natur den Menschen prägte, den bedächtigen, hagebuchenen Wälderschlag mit dem hintergründigen Humor. Diese Eindrücke widerzugeben ist ihm wichtiger als das „Dichten" mit Meterstab und Reimbuch. Es klingt daher manches holperig und krummhölzern, was er zu Papier bringt, aber gerade das gibt ihm die besondere Note, gerade deshalb kommt er wohl auch so gut an bei seinen vielen Lesungen. Klaus Meier steht sicher noch am Anfang und wird noch manches sich erarbeiten müssen; er hat aber mit seiner natürlichen Fröhlichkeit und seinem feinen Gespür für das Echte die besten Voraussetzungen zum Weitermachen.

Veröffentlichungen:
WA MEINSCH DU? Gedichte und Sprüche in der Mundart des Hochrheins; Weidling-Verlag Stockach-Wahlwies (1981)
NÜMM MI MIT, WENN LACHE WIT, Gedichte und Sprüche in der Mundart des Hochrheins, Weidling-Verlag Stockach-Wahlwies (1982)

Wa meinsch Du?

Wo Geld isch
isch de Düfel.
Wo kchais isch
isch er zweimol

Er schwätzt vier Sproche:
hochdütsch
alemannisch
durch d'Nase
un über d'Lüt.

Früehier — bildschö,
jetzt isch nu no s'Bild schö.

E Rüehli goht
über en Brüeli.

S'isch nienet schöner als dehaim,
au wenn d'Haimet e Saustall isch.

S git großi Säu
un chlaini Säu.
S git aber au
schöni Säu.

Alti Liebi rostet it;
aber schimlig cha si werde.

S'isch doch verruggt uf dere Welt,
worum würd immer unte zämmezählt?

De Grichtsvollzieher kam — sah —
und siegelte.

MARQUART MANFRED †

Am 14. Januar 1982 verstarb der erst 54jährige in Lörrach. Er war Lehrer und ein engagierter Naturschützer.
Der Traum vom einfachen, heilen Leben spricht ebenso aus seinen hervorragenden Gedichten wie seine große Bitterkeit und Verachtung einer Welt, in der der Mensch nur nach seinem materiell meßbaren „Wert" gemessen wird. Seine Worte wurden häufig zu Waffen, mit denen er auch sich selbst nicht schonte. Über seine Beweggründe sagte er mir einmal: „s chunnt über mi als Reflex gegen alles, was mi druckt, mii Sorg um d Umwelt un d Innewelt vom Mensch hützetag".
Ein menschenwürdiges Leben und eine lebenswerte Heimat zu fordern, war er nicht müde. Er nannte sich selbst „Der Glasmaa" nach dem Wortführer der Salpeterer Joseph Meyer aus der Au. Wie jener schmächtige kleine Mann scheute er keinen Weg und keinen Kampf, wenn es darum ging, gegen Unterdrückung, Ausbeutung und Heuchelei ein Wort zu sagen. Daß dabei eine Gemütstiefe von seltener Verdichtung hinter seinen blitzenden Degenstößen zu finden war, zeigte er nur seinen engeren Freunden, es ist aber aus vielen seiner lyrischen Gedichte zu erspüren.

Veröffentlichungen:
ESO GOHT'S IS!, alemannische Verse (1979)
NOO DE ZWÖLFE!, alemannische Verse (1981)
beide im Glasmann-Verlag, Rainstraße 13, 7850 Lörrach

De mied Chämpfer

Was wotsch noh go ne Mättli rette,
wo alles suscht verschandlet isch?
Was wotsch noh go di Herz verzette,
wo d'ohni Chraft un Hoffnig bisch?

Was wotsch noh um e Hürschtli stritte,
wo sie der d'Wälder zämmeschlön,
e Wegli wiise, ab uf d'Site,
wo alli Stroße 's Loch ab göhn?

Chasch's nümme hebe, muesch's lo sure,
's isch wäger nümm' di Sach.
's goht alles näume n anderst dure,
gang ine un vermach!

Eso goht's is

De Mensch lauft si're Welt dervo,
wie sälle Has dur d'Fuhre.
Doch 's Übel isch all ehnder do,
eitue wo ane, dure.

Es grinst en wie de Igel a
un hängt em d'Lälle n use
un loßt si, lauf er was er cha,
de Vortel nümm' abluse.
E Rüngli längt em noh de Pfuus,
no lit er stiif im Lätte.
Si chranki Seele fahrt em us,
's brucht niemer für si bätte.

Veröffentlichungen:
US DE SCHUEHL GSCHWÄTZT (1980)
KUMM, GANG MER EWEG (1981) beide im Selbstverlag

NUNNENMACHER PAUL

Anschrift: Burgweg 2, 7813 Staufen im Brsg.

Am 28. Juni 1929 ist er in Sulzburg zur Welt gekommen. 1950 trat er in den Schuldienst ein, nahezu zwanzig Jahre war er Lehrer und Rektor im Hochschwarzwald (Menzenschwand/St. Blasien), der ihm zur „zweiten Heimat" wurde. 1972 zog er nach Staufen, wurde Rektor in Ebringen und Schulrat, er arbeitet heute im Oberschulamt Freiburg.
Paul Nunnenmacher ist einer jener Männer, die das kulturelle Leben in der Wohnstadt und in der heimatlichen Region wesentlich fördern und mitgestalten. Über 25 Jahre leitete er Trachtengruppen, dirigierte Chöre; er ist aktiv in der Heimatpflege und stellvertretender Vorsitzender des Bundes Heimat und Volksleben. In Staufen ist er Stadtrat.
Aus der Feder Paul Nunnenmachers kamen schon sehr viele Mundart-Theaterstücke, einige davon sind mit beachtlichen Preisen ausgezeichnet, etwa dreißig Mundarthörspiele waren im Rundfunk zu hören.
Mit seinem Schreiben will Nunnenmacher vor allem Freude bereiten und den Menschen helfen, den Ernst des Alltags leichter zu bewältigen. Seine Themen nimmt er vornehmlich aus dem Erlebten, daß die Schule hier vornan steht, ist nicht zu verwundern. Seine Gedichte sind zum Vortragen geschrieben und geeignet.

De Rentner

Kuum het er si Rente könne verwarte,
de ganze Tag het er welle in Garte,
het welle nur für sini Hobby läbe,
Münze sammle un Briefmarke kläbe,
am Morge zum Beck goh un Weckli kaufe,
z'erscht d'Zittig läse un spaziere laufe,
nur no des tue, was er mag —
wie schön isch so ne Rentnertag!
Doch alles isch ganz anderscht kumme,
viel z'schnell gehn jetz die Stunde umme,
für d'Hobby het er gar kai Zit,
well's dauernd ebbis z'schaffe git.
Er het sich — dunkt's mr — bös verrechnet,
het schint's mit sinere Frau nit grechnet:
„Hol mr des", heißt's, „hol mr sell,
stand nit so rum, gang, mach e weng schnell,
de sihsch doch, däß i's nit alleinig ka,
un stell di nit so dappig a,
muesch denn an allem ummenaise —
ja ka mr dich denn gar nit heiße?"
Als Rentner macht mr ebbis mit,
ohni e gregelti Arbetszit!
Kai Gwerkschaft kümmert sich do drum,
dä Ruehestand, dä bringt en um!
O könnt er nur wider si Arbeit tue,
no hät er wenigstens am Tag sii Rueh!

SCHEURER WOLFGANG

Anschrift: Blauenstraße 31 Brombach, 7850 Lörrach

Am 4. Mai 1938 wurde er in Frankfurt am Main geboren, erlebte Kindheit und Schulzeit aber im Markgräflerland, in Freiburg und im Kleinen Wiesental. Er ist technischer Vorstand einer großen Firma im Wiesental. Die Freundschaft des Vaters mit Hermann Burte war eine der Triebfedern zur Dichtung Wolfgang Scheurers, Muettersprochgesellschaft und Hebelbund Lörrach förderten ihn, er entwickelte einen fast unheimlichen Fleiß, veröffentlichte in Kalendern, Tageszeitungen, Anthologien, war im Rundfunk zu hören, gestaltete zahlreiche Lesungen landauf und landab. Seine technisch-mathematische Bildung trug wesentlich dazu bei, sich mit ungebräuchlichen Gedichtformen wie Limericks und Haikus oder mit Sonetten zu befassen, seine Gedichte gehen in die Tausende. Sie befassen sich meist mit dem Alltagsleben, mit dem Menschlich-Allzumenschlichen, eine Hinwendung zum Philosophieren und Fabulieren ist spürbar, dabei sind seine Gedankengänge nicht einfach nachzuvollziehen.
Wolfgang Scheurer engagiert sich sehr stark für die Begegnungen mit Dichter und Werk, die der Hebelbund Lörrach seit Jahrzehnten gestaltet; Scheurer sieht seine Aufgabe auch darin, neue Talente zu entdecken und zu fördern.

Veröffentlichungen:
O WELT, WIE BISCH!?, alemannische Gedichte (1977), Verlag Schillinger, Freiburg
DR MÄRZ ISCH KEI MAI, alem. Gedichte 1979, Verlag Schillinger, Freiburg
SUNNESTRAHL, alem. Gedichte 1982, Verlag Schillinger, Freiburg

Im Stolz obe use

Dr Chäfer, wo dr ganze Tag
Am Bode Fuetter suecht,
Het s Gfüehl: Er isch vom bessre Schlag:
Er het sich drum am Gartehag
E schönes Plätzli buecht.

Do isch er am Rume un richtet sich i;
Doch, meinsch, er isch zfride? Er bruttlet debi.

Des Nobelvirtel mögt en wohl
Un chostet Nervechraft;
Denn alli dört am Gartepfohl
Notire alles, hueste hohl,
Wenn eine zwenig schafft.

Drum füehlt er sich tribe un chrampft bis in d Nacht;
Er git uf s Vrnünftigste gar nümme acht.

So wird s em wohr, in churzer Zit,
Daß er dr Erste isch;
Vo dört ab isch es nümme wit,
Un s nächste Plane von em lit,
Vom Ehrgiz gmolt, am Tisch:

Ganz hoch wott er use; er baut sich si Hus
Zmitz druf uf e Pfoste, luegt s Land i un us.

Doch, won er dno dört obe hockt,
Dr erste Stolz vrsurrt,
Do het er um si Fuetter gfrogt;
Dr Hunger het en grusig plogt,
Dr Mage het em gchnurrt.

Er traut sich nit abe . . . des schadet sim Stand . . .
Isch gstorbe am Hunger . . . wie mänke im Land.

SCHREIBER-LOCH MONIKA

Anschrift: Mühlestr. 39, 7850 Lörrach

Die Hausfrau und Mutter von zwei Söhnen ist 1941 geboren.
Wer könnte es besser sagen als ihr Mann Werner, der ihr nicht nur Kamerad, sondern auch Ermutiger, Tragender und liebevoller Kritiker ist:
„Sie fing an mit Gedichten über ihre Kinder und befaßte sich immer mehr auch mit allgemeinmenschlichen Themen. In ihren lyrischen Gedichten schlägt sie überwiegend ernste Töne an, aber immer wieder findet sie auch zu humorvoll-besinnlichen Aussagen. Sowohl in ihrer Poesie als auch in ihrer Prosa kommt sie mit wenigen „verdichteten" Worten aus und ist doch trotzdem imstande, dem Zuhörer alles zu sagen. In ihren neuesten, noch unveröffentlichten Gedichten zeigt sie, daß gerade die Mundart fähig ist, Gewichtiges in einer bis an die Grenzen der Sprachlosigkeit verdichteten Sprache auszusagen."
Monika Schreiber-Loch wurde sowohl in der „aktion junge mundart" 1976 als auch im Theaterwettbewerb des alemannischen Gesprächskreises 1978 ausgezeichnet.

Veröffentlichungen:
CHLEINI CHINDER, GROSSI LÜT, alemannische Gedichte einer Mutter (1980), Schauenburg Verlag, Lahr

KZ BUECHEWALD

Angst —
Lüttets am Fümfi?
Si sin Jehovaszüüge gsi,
de Muetter ihre Brueder
un si Frau.

Zruck isch Äsche cho.
Uf d' Greebli
pflanz ich Blueme.

Un wo-n-ich in Buechewald
d' Weg entlang gange bi,
han-i 's Gfüehl gha,
i dalp uf mim Unkel,
uf miinere Tante umme.

WAGNER PAUL

Anschrift: Blasistr. 22, 7860 Schopfheim

In Fahrnau im Wiesental ist er 1907 geboren, ein Markgräfler durch und durch. Nach der mittleren Reife wurde er Kaufmann und Buchhalter, brachte es bis zum Prokuristen. Im 2. Weltkrieg bei der Marineflack, kehrte er aus amerikanischer und französischer Gefangenschaft zurück und lebt seit 1972 im Ruhestand.

Frühe Begegnung mit Johann-Peter Hebel, später mit Lenau und Hermann Burte, eine tiefe Liebe zur Heimat und zu der Mundart bewegten ihn zum Schreiben. Zarte Naturbilder und bewegende Liebeslieder für seine beiden Lebensgefährtinnen, die ihm beide der Tod nahm, bestimmen sein Schaffen ebenso wie das Erinnern an „goldene Zeiten", an Geschehnisse und Originale seiner Jugend.

Veröffentlichungen:
CHORNBLUEME, alemannische Gedichte (1975)
— vergriffen —
ZARTI SAITE, alemannische Gedichte (1982)
WEISCH NO GESTERN, 2 Bände (1980/1982)
mit heiteren Erinnerungen an Sonderlinge und Profile aus Fahrnau und Schopfheim.
Alle Bücher erschienen im Selbstverlag.

Gueti Gedanke!

Die guete Gedanke, die chasch numme finde
in der Stilli, in ruehiger Stund,
Wil ebe jede guete Gedanke
tief us'm Innerste chunnt.

Die guete Gedanke, sie juble und singe
im Gmüet wie der Buechfink im Hag.
Loos uf sie und loß sie nit ung'hört verklinge
in der Mühli vom lärmige Tag.

Die guete Gedanke, sie schwinde und finde
Kei Halt in der Welt voller Strit;
und chönnte doch Mensche und Völker
verbinde in dere verlorene Zit!

AMEL UND JETZ, alemannische und hochdeutsche Gedichte und Geschichten (1982)
beide Bücher erschienen im Selbstverlag

WETZEL JOHANNA

Anschrift: Steinweg 6,
7889 Grenzach-Wyhlen

Das „Grenzacher Buuremaidli", geboren am 1. Mai 1909 in Grenzach, ging nach der Volksschule in die Handelsschule nach Basel und nahm dort auch Kurse in der Haushalt- und Nähschule. In Neuchâtel und Genf erlernte sie das Französische, wie damals noch allgemein üblich. Die Heirat mit einem tüchtigen Kunsthandwerker öffnete ihr ein neues Tätigkeitsfeld, sie wurde eine wertvolle Stütze ihres Mannes, ohne dabei Haushalt und die drei Kinder zu vernachlässigen.
So ganz nebenbei schrieb sie Gedichte und kleine Prosastücke. „We mer öbbis erlebt, mueß mers vo eim ewegschriibe" sagt sie einfach. Es dauerte lange, bis sie dem Drängen der Familie und Freunde nachgab und ihre „Gedichtli un Gschichtli" veröffentlichte. Was sie schrieb und schreibt sind einfach die Gedanken einer Mutter und Großmutter, die Erinnerungen an eine schöne Jugend und der Dank einer reifen Frau für ein in Höhen und Tiefen tapfer bestandenes Leben.

Veröffentlichungen:
VO MIM WESE ÖBBIS Z'LESE, alemannische und hochdeutsche Gedichte und Erzählungen (1977)

Chasch Antwort geh?

Uff em Chilchhoff zwüsche Steine
sitz i still — in miner Hand
lit mer's Händli vo mim Chleine
und mer luege dört an d'Wand,
wo 's Wasser blätscheret in Trog —
und jetzt chunnt die schweri Frog!

's chlei Händli dütet über d' Gräber
und uff der Strahl vom Brünnli dört.
„Sag Müetterli, chansch du mir sage,
öb me do unde das au hört"?

Der Schilechnopf oder die schweri Entscheidig

I muess mi jetz ball entscheide,
welli as i will vo beide —
ä, das isch doch kei Problem,
die Sach mach ich ganz bequem.

Wie als Bueb ganz churz und knapp,
zell ichs an dä Chnöpf mir ab,
obenabe liis und still,
die mien sage was ich will.

Jungi, Alti, Jungi Alti,
welli schick i, welli bhalti?

Was — ich griff mir grad an Chopf,
do fehlt jo ä Schilechnopf.

Dasch e Trick vo minere Alte,
die meint nur ich soll sie bhalte,
doch ich sag, chumm, naih dä a,
und fang grad vo vorne a.

WURTH WENDELINUS

Anschrift: Hofackerstraße 70b,
7800 Freiburg

Er kommt — ja woher kommt er nun eigentlich? Er selbst sagt dazu: „Am 27. September 1953 in Renche in d Welt gsetzt; kurz ins Renchtal (Zusehofe) verpflanzt, vun dert nach Zienke acht Johr unter de Markgräfler ufzoge; vier Johr de Hanauer in Diersche (Diersheim) usgsetzt; nor endlich in Urloffe Wurzle schlage kinne."

Mit 17 ging er als „Austauschschüler" in den „amerikanischen Schwarzwald" nach Virginia, legte dort das Abitur ab, das er in Offenburg wiederholte, er diente in der Bundeswehr und verweigerte nachträglich aus Gewissensgründen den Wehrdienst. Er studiert Sport, Englisch und Deutsch, war noch zweimal zu Studien in den USA und lebt seit 1976 in Freiburg.
Wen wundert es, daß Wendelinus Wurth ein Alemannisch spricht und pflegt, das man keinem bestimmten Ort zuordnen darf. Seine Sprache ist stark vom Niederalemannischen geprägt, man findet aber immer wieder auch markgräfler Anklänge. Mit Sprachkonservierung hat er auch wenig im Sinn, worum es ihm geht, sagt er so:

Zerscht emol schrib ich fir mich selber, ass i mr iwer manchi Sache klar wur, ass i Problem usenandernemme, lese kann. Wenn's au noch Problem sin, wu anderi angenn, um so besser. Ich will so schriiwe, ass es au miini Oma veschdeht, wil's jo so winig git, wu eifach schriiwe; des heißt ich vesuech abschdrakti Sache un Zammehäng uf e so eifachi, konkreti Ebeni ra z ziege, ass au miini Oma veschdeht, um was es geht.
Am beschde geht sell im Alemannische, wil d'Dischtanz zwische dem, was i sage will un sellem, was ruskummt, am kleinste isch. Ich hoff dodämit au e greßeres Publikum a z'schbreche, wil ich vesuech, in ere Schbroch z'schriiwe, wu jeder begriffe kann. Feld-Wald-un-Wiese-Lyrik isch miinere Asicht noch iwerholt, mer sod de Lit e Meglichkeit gä, iwer Problem rede z'kinne un z'rede, ass mer Wä findet, si z'lese. Uf e kurzi Formel brocht: Gedicht sodde nit konserviere, sundern zum konversiere a'rege."
Veröffentlichungen liegen bis jetzt nicht vor, nur in der Zeitschrift „Alemannisch dunkt is guet" der Muettersproch-Gsellschaft sind Gedichte des begabten jungen Mannes nachzulesen (1982); daß er trotzdem hier aufgeführt wird, soll ein Ansporn an ihn und andere sein, ihre Muttersprache auch literarisch zu bewahren und zu formen.

Hersch, Herr, herrsch
(fir d'Claudia)

„Hersch, Mensch?"
het de Herr gsait.
„Herrsch, Mensch!"
isch bi de Mensche akumme.
Sell isch dr Afang
vum End gsi.
Mir hen uf d'Welt
here sodde
un nit iwer
sie herrsche.
Oder wenn schu herrsche,
dann erschd wemmer
ghert hen;
wemmer wisse,
wases heißt,
z'herrsche.

De Herr herrscht.
„Herr, hersch?
Mr welle nimmi
herrsche.
Herrsch Du wider,
mir hen gnue,
mr kinnes nit."

WÜRTH JULIA

Anschrift: Hauptstraße 31, 7883 Görwihl

Das „Maidli vo Göerbel" wurde 1909 in Görwihl geboren und besuchte dort die Schule. Das väterliche Schreibwarengeschäft mit seinen vielen Büchern und eine Fortbildung im Institut Theresianum Ingenbohl am Vierwaldstättersee in den Jahren 1926 und 1927 gaben ihr die Grundlage zum „Selberschriibe". Fünfzehn Jahre hatte Julia Würth in Baden-Baden als Gesellschafterin gewirkt, zwei Jahre nahm sie noch eine Stelle in Castellen-Augst (Baselland) bei dem berühmten Forscher und Museumsgründer Dr. Clavel an, dann kehrte sie „auf den Wald" zurück und begann zu schreiben. Daneben wirkte sie kräftig beim Aufbau der Görwihler Trachtengruppe mit und besorgte das väterliche Geschäft.

Julia Würth ist mehr Chronistin als Dichterin, was sie schreibt ist erlebt, ist wahr, wenn auch die Phantasie dabei keine geringe Rolle spielt. „Beim Kochen fällt mir das meiste ein", sagt sie, „vor allem find i intressant, wie d Lüt mitenander schwätze, di alte Uusdrück un eso Sache". Sie sammelte lange, sichtete, ordnete, verwarf und schrieb wieder neu. Dann gab sie ihre einfachen Geschichtchen vom Hotzenwald heraus und war selbst erstaunt über das Echo, das diese fanden. Sogar vom stillen Ozean erhielt sie Post in der hotzenwälder Mundart. Ihre „Fohrebibbeli" sind eine Fundgrube für den Sprach- und Brauchtumsforscher.

Veröffentlichung:
FOHREBIBBELE, en Chorb voll chlini Gschichte in de Hotze-Sproch (1981), Selbstverlag

D'Wallfahrt uf Oberwihl

Vo Zit zu Zit, allbot un gli wieder söll mer e chliini Wallfahrt unternäh, eso hät's Nochbers Leopoldine zu mire Großmuedder gsait! Am liebschde goht si uf Oberwihl dure zu eusem lb. Herr i de Rueh. De Gerbler un de Oberwihler-Chilledurm, di zwe kennet inand scho lang, un grüesset sit mänge Johr fründli übere un dure. De Wäg uf Oberwihl mue mer z'Fueß mache un wemmer e Wallfahrt versproche hät, mue mer sich dra halte, da isch e aldi Sach un gar nüt neus, jo da isch immer eso gsi. Woni dro i de Chille, bi eusem liebe Herr i de Rueh en Roosechranz, e Litanei un de Chrüzwäg bäddet gha ha, bin i no schnell übere is Wirtshus im „Rössli" go väschbere, Späck, Buurebrod un e Glesli guede Wii, da mue sii un ghört dezue noch däre Strapazi. Noche me Stündli han i mi uf de Haiwäg gmacht. Jo d'Leopoldine hät verzehlt: „Stächpalme mit rote Beeri han i gfunde, uf die selle bin i scho lang scharf!" Die schööne Stuude wachset am liebste im Oberwihler-Wald. I eusere Gemarkig will sich da G'wächs it niederlo, wurum isch it z ergründe un mir wärets euser Läbdig nie erfahre. Ä großi Märktdäsche hät si debi gha, d'Nochberi. S'frait si hüt no, daß si die it dehaim glo hät. Waisch, sisch halt grad zum Glück e Schaltjohr gsi, hät si gsait, drum hät's mehr Fohrebibbele gä wie suscht, jo wie no nie. Zuefällig bin i vom Wäg ab zu däre Stell cho uffem Bergli. Eso viel Fohrebibbele uf aim Huufe han i no nie gseh, e urich Fohre-Wäldli. Do würds der ganz warm ums Härz, wenn an Winter denksch. Jätz han i gsuecht un gsuecht, un gfüllt un gfüllt, zmol isch die Däsche ghuftig voll gsi un zümlich schwär, die chan i allai it hai träge, un de Rugge duet mer weh vom Bucke. S'hätt mer ghörig dodderd, wie chum i wieder zu dem Fohrewäldeli us? Binere Lichtung han i vo widdem de Gerbler-Chilledurm gseh' uf dä Blick hi isch mer ganz liicht worde un mire Däsche au, si isch eso liicht gsi wie wenn überhaupt nüt drinn wär. Du, da isch sicher e chlii Wunder, en Fohrebibbele-Säge! Waisch i ha au fescht bäddet, da darfsch glaube. Jo si hät de ganz Winter z'füüre gha un die Bibbele-Däsche isch erscht im Früehlig läär worde. Wenn si wieder emol imme Schaltjohr uf Oberwihl dure goht go wallfahre nümmt si zwo Däsche mit, hät si gsait d'Leopoldine.

S Eige zeige

Eigene Sinn,
nit Eigesinn,
bringt Gwinn.

Eigini Kraft,
Eigeschaft,
wu Eiges schafft.

Eigini Art,
gsund,
mit Wille paart,
git guati Fahrt.

Bunt isch im Lebe si Reige.
Nit allem sich neige;
s Eige zeige!

Karl Kurrus

Aus: Vu Gott un
dr Welt, Gedichte
in Kaiserstühler
Mundart, Morstadt
Verlag, 1981

Mundart — s Herzschdick vun de Hااmet

Aus badisch-pfälzischer Sicht

Rudolf Lehr, Sandhausen

Es kommen einem oft Zweifel, aber immer wieder bekommt man die Gewißheit: Die Mundart lebt, sie ist und bleibt s Herzschdick vun de Hااmet. Wie die Landschaft, das Brauchtum und das mannigfaltige Gemeinschaftsleben, so ist auch der Dialekt Bestandteil der Heimat. Die Mundart ist das letzte uns mit dem Volkstum verbindende Glied (ein Wort von Oskar Bischoff (Neustadt a. d. W.).

Selbst in den Städten ist die Mundart keineswegs untergegangen, obwohl sie dort vielen Bewährungsproben ausgesetzt ist. Dazu eine Äußerung des Heidelberger Heimatkundlers Ludwig Merz: „Mer schwetze noch, wie uns de Schnawwl gwachse isch, so ofd mer zammekumme!" In bestimmten Kreisen freilich, meistens unter Senioren. Aber die Jüngeren hören gerne zu. Sie haben ein Ohr für die mundartlichen Klänge. „Wann ich als Lehrer vor meine Schüler e bissl Mundart gebabbeld hab" — so Ludwig Merz — „do hawwe die gsachd: Des war schee(n), des meegde mer noch emool heere!"

Solche Erfahrungen machen die Mundartler bei ihren Lesungen landauf, landab. Die Jugend ist aufnahmefähig für die Mundart, vor allem für die moderne Mundartlyrik. Den Mundartpoeten bleibt hier ein breites Feld in der Bewahrung dessen, was an volkssprachlicher Substanz noch erhalten ist. Die Originalität der Ortsmundarten ist da und dort verlorengegangen. Der Handschuhsheimer Heimatkundler Dr. Anton Saur beklagte in einem Beitrag 1981 den Verlust des Hendsemer Urdialektes. Und dies in der Geburtsgemeinde des Mundartforschers Prof. Dr. Philipp Lenz (1861—1926). Als er noch lebte und wirkte, gehörte Handschuhsheim noch nicht zur Stadt Heidelberg. In den Städten oder stadtnahen Bereichen hat sich in den letzten Jahrzehnten ein Gemisch zwischen Mundart und Hochsprache entwickelt; es ist die Umgangssprache, wie man sie auch in den Kurorten des Odenwaldes spricht (Kurgast-Dialekt).

Zu Pessimismus besteht kein Anlaß. Die Handschuhsheimer wissen um die Notwendigkeit der Sprachbewahrung. Sie sind um den Erhalt der kulturellen Werte, insbesondere der Mundart, sehr bemüht. Den Dialekt muß man pflegen, wenn er nicht verkümmern soll. Dies hat man in allen deutschen Sprachlandschaften erkannt. Den badischen Pfälzern fehlt allerdings — dies muß man beklagen — ein ausgeprägtes Mundartbewußtsein. Hier blickt man nicht ohne Neid über die alemannische und die schwäbische Grenze.

Schon 1905 hatte der Mundartforscher Otto Heilig (1865—1941) die Frage gestellt: Ist die Mundart stark genug, um sich zu behaupten? Sie habe — so Otto Heilig — viele Bruchstücke von fremden Sprachen erhalten, das werde sich fortsetzen. Wir erleben dies heute mit ungezählten englischen Lehnwörtern in der Schriftsprache (nach Zeitungsmeldungen rund 80000). Bei einer Tagung von Mundartexperten im Sommer 1982 in Karlsruhe wurde klar unterstrichen, daß man den vielen verschwundenen Wörtern nicht nachtrauern solle. Es kämen ständig neue Vokabeln hinzu. Die Mundart als solche bleibe bestehen, nur sei sie einem ständigen Wandel unterworfen. Den jetzt gesprochenen Dialekt — so die Mundartexperten — müsse man

in Büchern konservieren und den kommenden Generationen überliefern. „Was wir jetzt nicht festhalten, ist unwiederbringlich verloren!“

Umdenken an den Schulen

Die Schulen haben sich den Mundarten gegenüber nicht immer freundlich verhalten. Dies wissen die Mundartler aus langer, bitterer Erfahrung, vor allem jene, die sich literarisch betätigen. Inzwischen ist da und dort ein Umdenken bemerkbar. Bei einer Tagung in Bad Liebenzell — verbunden mit einer Mundartlesung — wurde von Dr. Martin Dorn, MdL, auf die besondere Verantwortung der Lehrer gegenüber mundartsprechenden Schülern hingewiesen. Hier sei mehr Rücksichtnahme erforderlich. Mundartlesungen in den Schulen sind nur aus dem alemannischen Sprachbereich bekannt. In der badischen Pfalz nehmen hin und wieder Schulklassen an Lesungen teil, die Resonanz ist durchweg positiv. Inzwischen gibt es auch Mundartliteratur für die Schulen. In Landau ist 1982 ein kleines Buch mit dem Titel „Gedichteltes“ erschienen (Herausgeber J. Beckmann/H. J. Kliewer). Es enthält zahlreiche Gedichte von Mundartklassikern der Pfalz, aber auch preisgekrönte Verse von Gegenwartsautoren der links- und rechtsrheinischen Sprachgebiete.

Volksdichter

„Wir sagen wieder ja zur Mundart und Mundartdichtung“, sagt Oskar Bischoff. Kritik ist allerdings immer wieder zu hören. Die Volksdichter täten zu wenig, um den Fortbestand des Dialektes zu sichern — sie würden sich außerdem aus ihren literarischen Zirkeln nicht herausbewegen. Eine Gruppe von badisch-pfälzischen Autoren ist im Auftrag von Volkshochschulen oder Büchereien ständig zu Lesungen unterwegs. Die Besucherzahlen steigen. Auch das Interesse an der Mundartliteratur wächst. Anklang finden die drei Bände der Muddersprooch-Reihe (Badenia-Verlag Karlsruhe, Herausgeber Kurt Bräutigam, Rudolf Lehr, Paul Waibel). Die Beiträge in den drei Büchern decken den weiten Raum ab, in dem rheinfränkische, ost- oder südfränkische Dialekte gesprochen werden. Auch mundartliche Proben aus den alemannischen, schwäbischen und hessischen Randgebieten wurden aufgenommen. Gelegenheitsautoren kamen ebenso zu Wort wie erfahrene Versemacher.

Die gesprochene Sprache literarisch zu pflegen, ist Aufgabe aller Mundartler. Überregionalen Ruf hat sich der Bockenheimer Mundartdichterwettstreit erworben, der nun 30 Jahre besteht. In der linkspfälzischen Weinbaugemeinde wird Mundart als wichtiges Element des Heimat- und Landesbewußtseins gepflegt. Manche Mundartpoeten wurden hier entdeckt. Der Heimatdichter wird zum Repräsentanten der Kultur, zum Künder der heimatlichen Sprache.

Mundartliche Identitätskrise?

„Die Kurpfälzer leiden an einer mundartlichen Identitätskrise“ — diese Ansicht vertritt der norddeutsche Theologe und Mundartfreund Dr. Bernd Diebner (im Raum Wiesloch wohnhaft). Viele genierten sich, meint er, sich öffentlich zur Mundart zu bekennen. Die badischen Pfälzer sollten ihre sprachlichen Hemmnisse überwinden. In der Schule müsse man Hochdeutsch lernen, aber auch der Dialekt habe seine Berechtigung — er dürfe vom Lehrer nicht unterdrückt werden. Jahrhundertelang habe man den Menschen in Norddeutschland das Plattdeutsche ausgetrieben. Deshalb sollte man lernen, zu begreifen, daß jede gewachsene Sprache ihr Recht habe.

Soziale und bevölkerungsmäßige Umschichtungen und das fortdauernde Einströmen von Menschen aus dem Ausland haben die Mundart in die Defensive gedrängt. Aber die Sprachforscher sind optimistisch: Der Dialekt wird nicht aussterben! Es wird zweifellos

großer Anstrengungen bedürfen, um die Mundart — als Herzschdick vun de Hااmet — zu erhalten. Die Liebe zur Mundart sollte uns, wie es ein Mundartdichter ausdrückte, ein Leben lang begleiten. Hier gehen die linksrheinischen Pfälzer mit gutem Beispiel voran. Deshalb sei auch das Wort eines pfälzischen Regierungspräsidenten — Hans Keller, Neustadt — an den Schluß dieses Beitrages gestellt:

> Ich duun eich uf pälzisch biede die Zeit
> un sag eich uf pälzisch „gun Dach all ehr Leit",
> dann all unser Pälzer un unser ganz Land
> verbind unser Schbrooch wie e farwisches Band.

Nußlocher Mundart

For s Leewe

Mussik liegt drin
en de Muddersprooch —
en gänz aijene Klång,
vun Ort zu Ort verschiede —
's Zommeghääre
un s Geborjesoi(n).

Sie isch e Kerz,
wu wärmt
un de Weg weist.
Sie drickt ååm
ihrn Stembl uf
for s Leewe.

Gisela Herrmann

Sandhausener Mundart

Unser Zungeschlååg

Mer schwetze,
wie mers glernd hewwe
dehååm.

Un redde
mit de Leit
in unserm Zungeschlååg.

Brauche åå net
d Zung verknibble
an krafdlouse Werder.

Unser Schbrooch
isch s Herzschdick
vun de Hااmet.

Sie hot schdarke Worzle
un en volle Bliedekranz,
wu mer sich drå(n) frååje kann.

Rudolf Lehr

Sandhausener Mundart

Hااmetschbrooch

E Pflänzl
wu mer net bewahrd,
mit Wasser versorgd
un vum U(n)kraud befreid,
muß verkimmere.

Unser Hااmetschbrooch
hots verdiend,
daß mer sie heegd un pfleegd.

S isch Zeid,
daß mers begreife —
morje ischs zu schbääd.

Rudolf Lehr

Sandhausener Mundart

Unser gräischder Schatz

Immer mehner Englischwerder
hewwe sich ei(n)gschliche
in unser Schrifdschbrooch.
Jedes dridde Word
hot n fremme Klang.

Anschdadd
deidsch zu redde,

heersch blouß noch
vum Popschobb, vun Hidds un Songs,
vun Slougäns un Werweschbodds.

Åå d Hååmetschbrooch
isch in Gfåhr!
Viel alde Werder
sin verschwunne —
was noochkummd, isch nix Gscheids!

Ufbasse misse mer,
unsern Dialekd bewahre!
Er isch s Herzschdick
vun de Hååmet —
unser gräischder Schatz!

Rudolf Lehr

Sulzfelder Mundart

Mudderschbrooch

Mei Mudderschbrooch isch net so gladd
un gwieß net elegånd.
Ih hädd se månchmol liewer ghadd
als e viel feiners Gwånd.

Un schlupf-e gschwind en so oois nei
un s mechd mer zerschd Bläsier,
scho ball druff merg-e do debei,
daß-e halt ooifach frier.

Gern zieg-e s alde widder oo,
s Klaid vun de Mudderschbrooch
un schbier, s isch ebbes Bsunders droo:
Ih geh de Wärme nooch . . .

Irma Guggolz

Rudolf Lehr, Jahrgang 1924, bekannt durch zahlreiche heimatkundliche Bücher und etliche Mundartbände, besonders MUDDERSPROCH I bis III. Gedichte in KURPÄLZER LAND UN LEIT und FINFMOL DES UN SELL. Am 30. April 1983 Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg in Gold aus der Hand des Ministerpräsidenten Lothar Späth.

Gisela Herrmann, Jahrgang 1952, Gedicht in MUDDERSPROCH, Band 3; zahlreiche Lesungen mit der Autorengruppe Lehr. Eigenes hochdeutsches Lyrikbuch LILITHS LIEDER (1983).

Irma Guggolz, Jahrgang 1924, Gedichte in drei MUDDERSPROCH-Bänden sowie in FINFMOL DES UND SELL. Lesungen mit der Autorengruppe Lehr.

Alemannisch dunkt üs guet

Wer ist die Muettersproch-Gsellschaft und was tut sie?

Klaus Poppen, Unteribental

Vor 10 Jahren gab es noch allenthalben das große Gejammer um das Absterben der alemannischen Mundart. Vor fünf Jahren sprach man bereits von einer Mundartwelle. Heute diskutiert man darüber, ob diese Welle schon ihren Scheitelpunkt erreicht habe.

Eines jedenfalls ist unbestritten: Die alemannische Mundart hat heute einen anderen, höheren Stellenwert als vor 10 Jahren. An dieser Entwicklung hat die Muettersproch-Gsellschaft sicherlich einen entscheidenden Anteil.

1962 legten Heimatdichter, Mundartdichter die ersten Bausteine zum schweren Werk. Damals wurde Heimat noch sehr in die Nachbarschaft zu „Blut und Boden" gerückt. Hatte nicht die einzige in Freiburg in den letzten Kriegsjahren erscheinende Tageszeitung, ein NS-Blatt, „Der Alemanne" geheißen?

Trotzdem begannen Männer wie Hubert Baum, Richard Gäng, und Karl Kurrus in Freiburg, Dr. Phillip Brucker in Lahr, Gerhard Jung in Lörrach und Bruno Epple am Bodensee sowie Frauen wie Lina Kromer, Obereggenen, Paul Hollenweger, Feldberg, Hedwig Salm und Lin Ritter-Potyka in Freiburg und viele andere begeisterte Alemannen mutig damit, Vorurteile abzubauen.

Um Ministerialrat Prof. Dr. Asal als dem ersten Präsidenten des Vereins und um seinen Nachfolger, Dr. Walter Füsslin, fand sich ein Dichter-Freundeskreis als Muettersproch-Gsellschaft.

Der Verein gab ein Mundart-Lesebuch heraus, dazu eine Schallplatte, er organisierte Dichterlesungen für und von Mitgliedern und half sich gegenseitig, in einer damals nicht sehr der Mundart aufgeschlossenen Öffentlichkeit, das Alemannische hochzuhalten.

Um 1975 herum lagerte sich, stark gefördert vom neuen „Präsi" Klaus Poppen, an die Dichtergesellschaft eine allgemeiner ausgerichtete Gruppe von heimatbewußten Alemannen an. Durch das damals „erfundene" Leitmotiv: „Bi uns cha me au alemannisch schwätze", angeboten auf einem blauen Aufkleber, kam der Verein verstärkt ins Bewußtsein der Öffentlichkeit. Inzwischen sind über 10000 von diesen Aufklebern von heimatbewußten Alemannen angebracht worden.

Vom Jahr 1975 an begann neben der Dichterarbeit auch eine stetige Entwicklung der Mundartfreunde ganz allgemein im Verein. Mit Dichterlesungen, Mundartwettbewerben, Dichtertreffen und Nachwuchsförderung führte die Gesellschaft das Erbe ihrer Gründer fort. In den letzten Jahren haben mehr als 30 Mitglieder der Gesellschaft eigene Veröffentlichungen herausgebracht. Die Zahl der Dichterlesungen ist ungezählt. Mit Straßenständen, Mundartquiz, mit fröhlichen Aktionen wie „Bächle-Regatta" oder „Mundartcomputer", mit Werbeständen und

Zur Neugründung der Gruppe Rebland im Herbst 1982 überreicht „Präsi" Poppen (links) dem neuen Leiter der Gruppe, Dr. Rüdiger Hoffmann, das „Zeichen seiner Würde"

dergleichen betrieb der Verein Breitenarbeit. Bei einer Aktion „Meh Mundart bi Funk un Fernseh" sammelte er über 37000 Unterschriften, die er dann dem Südwestfunkintendanten Hilf in Baden-Baden überreichte. Aus dem Dichterzirkel vom Anfang der Siebziger Jahre wurde so eine selbstbewußte große Gemeinschaft mit 16 regionalen Gruppen zwischen Konstanz, Lörrach und Appenweier und über 2800 Mitgliedern, darunter auch aus dem Elsaß, der Schweiz und Vorarlberg. In den letzten Jahren wuchs die Gesellschaft auch in ganz neue Aufgaben hinein. Weil sich inzwischen in der Öffentlichkeit das Interesse am Alemannischen gesteigert hat, tauchen auch zunehmend Fragen nach der „richtigen" Schreibweise auf oder nach bestimmten Gedichten oder nach Dichtern, nach Vortragenden usw. Hier wenden sich die Anfrager an die Muettersproch-Gsellschaft, weil diese eben inzwischen als Repräsentant der Mundartsprecher bekannt ist.

Un wemme di Lüt frogt, worum si sich denn eso iisetze für s Alemannischi, no nenne si „Fünf gueti Gründ für d Mundart"

S alemannisch isch en alt Kulturguet vu unsre Heimet. S lebt no un s isch es wert, aß mers erhalte. Weils s Lebe richer macht. Me sott s Alemannisch vum J. P. Hebel halt au no in 100 Johre verstoh.

*

S Alemannisch isch e Stuck Heimet. Wer emol fort gsi isch vu deheim, der lacht nimmi über sell Wort Heimet. Wer emol furt gsi isch vu deheim, der weiß, wie der Klang vu der Heimetsproch an s Herz goht. Heimet isch nit numme Wald un Feld, Berg un Tal, Stadt un Dorf. S isch au Mensche, mit ere eigene Sproch; unsre Sproch. Wer eso e Heimet het, isch guet dra.

*

S Alemannisch isch persönlich. S hilft uns, in der Masse unsri Persönlichkeit wahre. Individualiste sin selli, wos Alemannisch schwätze, bewußt oder unbewußt. Un sie hen e eigini, bsunderi Sproch für de private, nette, persönliche Bereich. Für Fründschaft un Liebi. Nit jede het eso e Sproch.

Roland Hofmaier, Liedermacher und im Vorstand der Muettersproch-Gsellschaft

S Alemannisch isch sozial. S verbindet. S isch e gemeinsami Ebini, au wenn der eini e „hoche" un der ander e „normale" Mitmensch isch. Wemmir alemannisch mitenander schwätze, derno gilt für uns der Mensch, nit s Amt. S isch e guets Zeiche, aß grad in eso viel Ämter unser Kläberli hängt „Bi uns cha me au Alemannisch schwätze". S isch e lladig zum Mensch si mitenander.

*

S Alemannisch isch nit numme e Bruck zum andere Mensch. S isch au e Bruck zu andere Natione. S isch e Band ums Elsiß, die dütschsprochig Schwyz, Vorarlberg un e Teil vum badische Land. Do sin d Alemanne deheim; international, modern, europäisch. Ufgschlosse für anderi aber au miteme gsunde Selbstbewußtsein.

*

Zweimool im Johr git de Verein e Schrift use, „Alemannisch dunkt üs guet", un alli Mitglieder kriege si gschickt. Jedesmol isch e Hauptthema behandlet, wo au im Heftli der Name git. Do het s e Hebel-Heft un e Burte-Heft geh, e Nochwuchs-Heft un e Kinderversli-Heft, e Schwyzer-Heft un e Elsiss-

1981 beim Südwestfunk in Baden-Baden. Mit 37000 Unterschriften für „meh Mundart bi Funk un Fernseh" auf einer 370 m langen Leine

Heft. Ei Heftli het Empfehlige brocht zur Schribwiis usw. Deno aber bringt jedes Heftli Informatione us jede einzelne Gruppe. Uf die Art ka me die unterschiedliche Forme vum Alemannische lese. Au neui Mundartbüecher were besproche un viel vu dem berichtet, was so ums Alemannischi rum passiert.
S „Heftli" isch e Band um alli Mitglieder. Unter de Aktive im Land wachst e anders Band, s isch e gueti Fründschaft. Nur eso isch es möglich, ass der Verein am Laufe ghalte were ka, ohni au nur eini Mark für „Personalusgabe". Bi uns wird ehreamtlich gschafft.

*

Wenn sich jetz ebber villicht agsproche füehlt un gern meh wott wisse über d Muettersproch-Gsellschaft, no schribt er am beschte an: Muettersproch-Gsellschaft 7801 Buchenbach/Unteribental, Am Hofacker 15.

---

im große un ganze

im große un ganze
si mer scho
für toleranze.
aber ganz im chleine
möge mer halt doch keine,
wo anderst isch
als mir —
mach öbis dägege.

im große un ganze
breche mer scho
e lanze,
aß mer öbis sott mache,
für di wirtschaftlich schwache.
aber ganz im chleine
tüe mer halt au wider meine,
die chönnte selber
öbis tue,
die fuulenzer.

Gerhard Jung
(Aus: Alemannische Anthologie, „S lebig Wort",
Moritz Schauenburg Verlag, 1978)

Hebelbund Lörrach

Aufzeichnungen von Redakteur Ernst Kaiser
Er war selbst seit 1946 dabei und verfaßte diesen Artikel vor seinem Tod 1977

Kaiser schreibt über das „Schatzkästlein":
Es gehört zum Hebeldank, der anläßlich der großen, festlichen Veranstaltung gleichen Namens an Persönlichkeiten verliehen wird, die sich um die Heimat verdient gemacht haben. Nach der Ansprache des Präsidenten des Hebelbundes mit der Überreichung der Urkunde, ist es einer der großen Augenblicke, wenn die Vreneli das goldene, reliefumprägte Schatzkästlein in natura dem Geehrten in die zum Empfang offenen Hände legen.
„Öffnen wir das Schatzkästlein", das heißt hier einen Blick zurück und hinein zu tun in die Geschichte des Hebelbundes Lörrach e. V., ehe die Zeit soweit verstreicht, daß die Anfänge nur noch vom Hörensagen vernommen werden können und die sich um seine Geschichte Bemühenden in Urkunden blättern müssen.
Wie immer, so war auch hier zuerst einmal der Gedanke. Er kam einem noch heute lebenden urchigen Alemannen in den Kopf, als er beim Fridolinsfest im März des Jahres 1946 in Säckingen weilte. Zu diesem Festtag waren damals schon von „äne am Rhy" einige Schweizer gekommen und unseren Lörracher beeindruckten die Gaben der Schweizer Gäste, die diese ihren hungrigen Säckinger Freunden mitgebracht hatten, sehr. Der Lörracher hieß Max Demmler, war am 6. Juni 1898 im damals noch selbständigen Stetten, 450 Meter diesseits der Grenze, zur Welt gekommen, wirkte als Kaufmann in Lörrach, bis er 1959, weil er in Lörrach keine ihm zusagende Wohnung fand, mit seiner Frau nach Wyhlen zog.

So etwas wie hier die Säckinger mit ihrem historischen Fridolinsfest könne man in Lörrach doch auch machen, sagte sich Max Demmler und er dachte schon an eine Öffnung der ja auch hier so nahen Grenze zur Schweiz. Zwar hätte man in Lörrach keinen Bismarck, keinen Kaiser Wilhelm und nicht einmal einen Großherzog, aber wir hätten einen Johann Peter Hebel und irgendwo, so hatte er sagen hören, befände sich auch noch sein erzenes Standbild. Der 10. Mai, so sagte sich Max Demmler, sei der Geburtstag des Dichters, und um dieses Datum herum könnte man doch den Hebel wieder auf sein verlassenes Postament stellen, dort wo er hingehöre und im Jahre 1910 feierlich enthüllt worden war.

1946 hatte in Lörrach die französische Besatzungsmacht das Sagen. Ohne sie war nichts zu machen. Also mußte man zuerst einmal zu den Mächtigen dort. Warum Max Demmler mit diesen Herren reden konnte, möge in Kürze eine Anekdote demonstrieren, die auch von seinem alemannischen Wesenskern kündet. Wie immer, so gab es auch im Zwölfjahrereich im Hotel „Krone" einen Stammtisch. Dort setzten sich natürlich auch die Herren vom Dritten Reich hin neben anderen, und zu den anderen gehörte auch Max Demmler. Wenn er in die Gaststube trat, sagte er nur „Heil", nur Heil, sonst nichts. Eines Tages glaubte ihn der Wirt Eisenhut belehren zu müssen, daß der Gruß „Heil Hitler" laute, er blamiere ihn ja mit seinem verkürzten Gruß vor seinen zeitbedingten Gästen. Aber da sagte Max Demmler mit

seiner ganzen alemannischen Ruhe: „Meinsch, ich wär jetzt uff den Name cho?"
Vom Fridolinsfest in Säckingen bis zu Hebels Geburtstag im Mai war wahrlich nur eine kurze Zeit und nichts dokumentiert den verbissenen Eifer, den Max Demmler sofort nach seiner Rückkehr nach Lörrach entwikkelte, mehr als die Tatsache, daß am 12. Mai des gleichen Jahres der erste Hebeltag stattfinden konnte.
Für die Herren der Besatzungsmacht war der Dichter Johann Peter Hebel keineswegs ein Begriff, woraus sich ein Fest machen ließe. Erst als Max Demmler an einen Studienrat aus dem Elsaß geriet, gab es den entscheidenden Funken. Demmler erhielt die Erlaubnis, hinüber nach Basel zu Professor Altwegg, dem Präsidenten der Basler Hebelstiftung, zu gehen, und die Herren erhielten die Erlaubnis, zum geplanten Hebelfest fahren zu dürfen. Die Besatzung sagte Ja und Amen zu dem Fest, und der inzwischen bei Gipserobermeister Wilhelm Indlekofer wohlverwahrt aufgefundene erzene Dichter durfte wieder auf sein Postament. Eigentlich hätte das Standbild zu Kanonen oder Granaten umgegossen werden sollen (wozu sich aber Dichter doch nicht eignen), aber der sonst in seinem Geschäft so zuverlässige Meister Indlekofer hatte sich zu dem in Auftrag gegebenen Gipsabguß des Standbildes Zeit gelassen, er ließ es Krieg und tausendjähriges Reich überdauern.
Zwar fehlte es in jener Zeit am Nötigen und am Nötigsten, selbst auf Bezugscheine war nicht alles zu haben, aber Max Demmler setzte sich über alles hinweg und in einer für einen Alemannen unglaublichen Eile setzte er sich mit einer Reihe von Lörracher Persönlichkeiten in Verbindung und schließlich setzte sich ein Festausschuß zu Rat und Tat zusammen. Er bestand aus den Herren Professor Alfred Holler, Bürgermeister Joseph Pfeffer, Obermeister Wilhelm Indlekofer, Bankprokurist Karl Klauser, Obermeister Hans Giesel und Max Demmler selbst. Dazu kamen noch eine ganze Reihe von Helfern, von denen stellvertretend nur Kaufmann Ernst Behringer genannt sei. In Meister Giesels Werkstatt wurden 87 Fahnen in den Stadtfarben für das Fest genäht. Klauser und Giesel waren für den Festzug zuständig. Ehe dieser zustande kam, gesellte sich auch Redakteur Hanns Uhl zum Organisationsausschuß und Bankdirektor Franz Eberhard.
Es war eine Fleißarbeit ohnegleichen, die geleistet wurde. Schließlich wurde am 12. Mai 1946 der erzene Dichter aus Indlekofers Werkstatt heraus auf einen festlich geschmückten Wagen gehoben. Dem Festzug voraus zum Hebelpark marschierten die damals so hageren Herren des Ausschusses, zu dem sich noch Pfarrer Richard Nutzinger gesellt hatte, es folgten Markgräflerinnen in der Tracht und Vreneli und ihnen folgten weißgekleidete Mädchen mit Blumensträußen in den Händen und einem Blumenbüschel auf einem Stab. Zwei prächtige Pferde zogen den Wagen mit der Aufschrift vorne: „Unser Hebel" und dem Lörracher Wappen mit der Lerche. Dazu war viel Volk unterwegs und im Hebelpark.
Stühle waren dort aufgestellt und vorne saßen in ihren Uniformen die Herren der Besatzungsmacht. Ihr Lächeln war unmilitärisch, das war ja eine völlig unpolitische Angelegenheit und man konnte sich daran sogar erfreuen. Ehe der Dichter wieder auf sein Postament hinaufgehoben wurde, mußte ein Bub hinaufsteigen, denn man wollte sehen, wie sich der Hebel da oben ausnehme. Die Herren der Basler Hebelstiftung waren da, und diesen mag in der ganz und gar der Zeit angepaßten schlichten Feierstunde nach den so menschenunwürdigen Jahren das Herz wieder aufgegangen sein, weil da hüben ja immer noch die gleichen Menschen wie damals waren und sie schwätzten und dachten alemannisch wie eh und je. Schließlich stand er wieder droben, der Dichter Johann Peter Hebel, beinahe, als sei seither nichts geschehen.
Im nahen Union-Kino hielt Professor Alfred Holler an diesem Tag die erste Rede auf He-

bel, ohne zu wissen, daß nach ihm so viele Reden auf Hebel und in viel großartigerem Rahmen gehalten würden. Kein Tonband kündet von ihr und keine Festschrift gibt ihren Wortlaut wieder. Trotzdem sei sie unvergessen. Das Fest war der erste Brückenschlag zwischen Basel, Riehen und Lörrach.

Unter der Nachwirkung des schönen, so gelungenen zivilen Festes sagte sich der Festausschuß, daß es zum Gedenken des Dichters jährlich wiederholt werden müsse, und damit waren die Hebeltage geboren. Folgende Männer wurden aus dem Fest- und Organisationsausschuß für das erste Hebelfest in den Vorstand des neu gegründeten Hebelbundes Lörrach gewählt, der das Andenken an den Dichter in die Zukunft zu tragen hatte: erster Präsident wurde der Hauinger Pfarrer Richard Nutzinger, Vizepräsident wurde Max Demmler, Karl Klauser wurde Schatzmeister, später wurde es Franz Eberhard, und Hanns Uhl Archivar. Den Titel gab dieser sich selbst, und sicher wußte er schon damals, daß er der eigentliche Bewahrer sein wollte.

Hanns Uhl schrieb sich in der Folgezeit mit eigenen Lettern in das Buch der Geschichte des Hebelbundes. In seiner ersten der rhetorisch so großartigen Begrüßungsansprachen im Schatzkästlein im Jahre 1947 sagte er: „. . . aus Schutt und Trümmern heben wir das Schatzkästlein und öffnen es wieder zu Nutz und Frommen von uns allen . . .“ Er wurde und war der Gestalter des Schatzkästleins, wie es noch heute erlebt wird. Es ist sein unbestrittenes Verdienst, für Lörrach, für die ganze Grenzecke, ja das ganze alemannische Land, etwas für lange Zeit Gültiges auf die Beine gestellt zu haben. Der Franke Hanns Uhl pfropfte damit etwas auf das kräftige, mehr urwüchsige alemannische Reis, das nicht immer als im Hebelschen Sinne richtig empfunden wurde.

Demmlers Idee, die Grenzen zu öffnen, fand in dem noch jungen Hebelbund eine wundervolle Resonanz. Auch Hanns Uhl, dem in der Folgezeit eigentlich immer nur das Schatzkästlein am Herzen lag, begriff sofort, daß hier etwas Einmaliges, etwas Großartiges und für die Zeit so bitter Nötiges begründet lag. Er schrieb selbst in einem Bericht 1950 mit dem Titel „Johann Peter Hebel in Lörrach“: „In den Jahren 1947 und 1948, in denen die Not ins Uferlose wuchs und ein Stück Brot und ein Pfund Haferflocken eine besondere Gabe darstellten, strömten zu Zehntausenden die Menschen am Hebeltage nach Lörrach, weil es dem Hebelbund gelungen war, die Grenzen aufzutun. All denen, die in diesen schwersten Jahren es miterlebt haben, hat es sich unvergeßlich in die Seele eingeprägt. Menschen, die sich jahrelang nicht mehr gesehen hatten, umarmten sich unter Tränen in den Straßen, ließen sich von ihren Freunden aus der Schweiz oft in rührendster Weise beschenken, und an keinem anderen Ort in dem leidgeprüften Deutschland ist ein schöneres Fest in dieser armseligen Zeit begangen worden als der Hebeltag in Lörrach. Die Wiederinbetriebnahme der Straßenbahn von der Landesgrenze bis zum Lörracher Hauptbahnhof, später die Wiederaufnahme des Eisenbahnverkehrs von Basel nach Lörrach waren Ereignisse, die mit in die Maientage dieser Jahre fielen. Wenn an diesen Hebeltagen Besucher von der Nordsee und dem Lago Maggiore sich in der Stadt trafen, so mag das am besten als ein Symbol der Verständigung und des weiten und tiefen Wirkens des Hebelschen Geistes festgestellt werden. Freunde aus Amerika haben das Präsidium des Hebelbundes wissen lassen, wie sehr sie sich über die „Wochenschau“, die Bilder vom Hebeltag in Lörrach zeigte, gefreut haben. So weit Hanns Uhl. Die Wochenschauen sind im Besitz des Hebelbundes, und Johannes Wenk-Madoery, Archivar als Nachfolger von Hanns Uhl und in diesem Amt wirklich ein archivierender, hütet sie. Die 1950 noch in der ursprünglichen Erinnerung an jene großen Hebeltage geschriebenen Sätze von Hanns Uhl, können jetzt, 27 Jahre später, nicht besser geschrieben werden, darum stehen sie hier.

31 Personen waren zum Grenzübertritt 1946 namentlich aufgeführt worden, der Riehener Pfarrer sprach beim Gottesdienst in der Stadtkirche, und im Hebelpark bei dem Aufrichte-Kranen sprach ein Basler Redakteur. 1947 wurde für die Basler früh um 5 Uhr die Grenze geöffnet, 5000 sollen es damals gewesen sein, die aus den beiden Basler Kantonen gekommen waren und im folgenden Jahre, 1948, war die Grenze für die ganze Schweiz offen und es sollen an die 30000 Personen gewesen sein, die sie mehr oder weniger bepackt, überschritten. Die Schätzungen über die Zahl gehen sehr auseinander, bleiben wir bei der ursprünglich genannten.

Für das „Schatzkästlein" im Jahre 1947 stellte die Firma KBC ihren großen Saal zur Verfügung, und 1949 konnte es zum ersten Male in der renovierten Stadthalle stattfinden. „Stattfinden?" Der unvergessene Professor Alfred Holler schrieb dazu 1960: „Die Feier des Schatzkästleins ist längst keine ‚Veranstaltung' mehr, die einfach stattfindet. Das Schatzkästlein ist ein Fest, das begangen wird, das im Kalender des Jahres seinen festen Platz hat . . ."

In den ersten Jahren des Bestehens des Hebelbundes trafen sich seine Mitarbeiter und Freunde am Abend jeden ersten Montags im Monat im Nebenzimmer der Gaststätte „Zum Jägerstüble" in der Feldbergstraße. Es war eine denkwürdige Runde von Männern, die sich dort traf, dort wurde erdacht und herausgearbeitet was zu tun war. Daß diese Abende niemals zum bloßen Stammtisch der Hebelfreunde wurden, dafür sorgte schon der stets anwesende Professor Holler und mit ihm waren immer Bürgermeister Pfeffer am Tisch, der Autor dieses Berichtes, und häufige Gäste waren Ernst Behringer, Hans Giesel, Max Wiechmann, Leo Pfister und später kam noch der Heimatdichter Hermann Landerer dazu. Niemals war Hanns Uhl dabei. Seine Domäne war die Gestaltung des „Schatzkästlein" und um der historischen Richtigkeit willen sei festgehalten, daß ihm hier niemand etwas zu sagen hatte, auch Präsident Pfarrer Nutzinger nicht, der auch oft von Hauingen in die Runde der Hebelfreunde kam. Um das, was der Hebelbund außer dem „Schatzkästlein" leistete, kümmerte sich Hanns Uhl nicht. Aber er war es, der die wirklich großen Persönlichkeiten als Redner auf Hebel gewann, er war es, der dieser alemannischen Feierstunde das bis heute gültige Format gab. Dies sei festgehalten.

Bereits die Gründungsversammlung 1946 hatte neben dem „Schatzkästlein" zum Hebeltag einen Umzug geplant, der in der Folge sehr viel Arbeit machte und mit einem großen Festumzug aus Anlaß der Anwesenheit des Bundespräsidenten, Prof. Dr. Theodor Heuss, der am Abend zuvor die „Rede auf Hebel" gehalten hatte, diesen Teil des Hebeltages abschloß. Beschlossen wurde schon zu Beginn des Hebelbundes die jährliche Festpredigt in der Stadtkirche, die Feier vor dem Ehrenmal der Gefallenen auf dem Friedhof und die festlich-unterhaltsame Feier, umrahmt von den Darbietungen der Stadtmusik im Rosenfelspark.

Von der Hebelrunde im „Jägerstüble" wurde die Herausgabe der Schriftenreihe des Hebelbundes mit der Wiedergabe der jeweiligen Rede auf Hebel. Nr. 1 dieser Schriftenreihe trug den Titel „Der Stabhalter" und hatte den Präsidenten Pfarrer Nutzinger selbst zum Autor. Beschlossen wurde auch bereits am Anfang die Verleihung eines „Hebeldankes", dessen erster Empfänger der Maler Adolf Glattacker war.

Beschlossen wurde in der Hebelrunde die Herausgabe einer Auswahl der schönsten Hebelgedichte, die Schrift hieß dann „Der Blumenkranz". An einem der Abende erinnerte der Autor dieses Berichtes daran, daß es eine gute Sache des Hebelbundes wäre, alle im heimischen Bereich in der Sprache Johann Peter Hebels Schaffenden zu Wort kommen zu lassen. Denn damals war für sie kein Boden bereitet.

Der spätere Vizepräsident Hermann Landerer nahm diese Idee auf, setzte sich mit den Heimatdichtern landauf und -ab in Verbindung und ließ sie an vielen Winterabenden im Hebelbund in Lörrach zu Wort kommen. Später übernahm und gestaltete Gerhard Jung sie im Verein mit der Volkshochschule der Stadt Lörrach zu den heute so gern und gut besuchten und viel beachteten literarischen Abenden aus.

Es war eine ganze Reihe von Männern, die von Anfang an an der Gestaltung der Hebeltage mit dem Schatzkästlein mitarbeiteten, ihre Leistungen aufzuzählen, fehlt der „Zeilenplatz", aber einige Namen seien genannt: Architekt Max Wiechmann, der die Verbindung zu den Heimatvertriebenen aufrecht hielt und besonders am großen Umzug 1952 eine gute Arbeit leistete; Leo Pfister, den man überall dort brauchen konnte, wo man einen zuverlässigen und selbst denkenden Mitarbeiter benötigte. Zwei Frauen ist der Hebelbund noch zu erinnerndem Dank verpflichtet, Frau Gruber-Winter, die mit größter Hingabe und Fleiß sich um die Trachtengruppe des Vereins, und auch um die Trachten selbst kümmerte. Die zweite Frau war der gute Geist des Hebelbundes und er ist es heute noch: Frau Hilde Engesser. Der heutige Archivar Johannes Wenk-Madoery aus Riehen fehlte von Anfang an bei keiner der Veranstaltungen des Hebelbundes.
Die letzte Amtshandlung des verstorbenen Präsidenten Pfarrer Nutzinger war die Verleihung des Hebeldankes im Jahre 1963 an den Keramiker Richard Bampi. Als neuer und heute noch amtierender Präsident des Hebelbundes verlieh Pfarrer Werner Mennicke 1964 den Hebeldank an Ernst Brugger, den Sendeleiter des Landesstudios Freiburg des Südwestfunks.
Es wäre ein Fehler, lenkten wir zum Schlusse unsere Gedanken nicht noch einmal hinüber nach Basel, wo der Hebelbund in Regierungsrat Dr. Peter Zschokke einen starken, aber ohne große Worte wirkenden Förderer besaß, er erhielt im Jahre 1965 verdient den Hebeldank.
Am Schlusse seiner Abschiedspredigt im Oktober 1791 in der Stadtkirche in Lörrach, sagte Johann Peter Hebel: „Meine Empfindung fordert mich auf, es laut und öffentlich zu bekennen und zu rühmen, daß ich meinen Aufenthalt bei Euch zu dem bestimmten Maß meiner Freuden und nicht meiner Leiden rechne ... daß ich viele Freundschaft und Liebe, viel Güte, Gefälligkeit und Nachsicht und einen steten Frieden unter Euch genossen habe ... und ach, daß ich hoffen darf, daß auch einem oder dem anderen unter Euch mein Aufenthalt nicht gleichgültig geblieben sei."
Sein späteres reiches dichterisches Schaffen um unsere heimatliche Sprache machte seinen Aufenthalt als Präzeptoratsvikar in Lörrach ohnehin nicht gleichgültig. Johann Peter Hebel als Persönlichkeit und Werk unvergessen zu machen, das ist die schöne und großartige Aufgabe des Hebelbundes. Das Präsidium des Hebelbundes mit seinen Mitarbeitern und samt der Trachtengruppe unter der Leitung von Frau Hänni wird heute noch in bester Weise dieser Aufgabe gerecht.
Heute setzt sich der Vorstand wie folgt zusammen:

Präsident
Herr Dekan Gerhard Leser
Lörrach-Tüllingen

1. Stellvertreter
Herr Walter Jung, Ratschreiber
Lörrach

2. Stellvertreter
Herr Gerhard Jung, Schriftsteller
Lörrach

Archivar
Johannes Wenk-Madoery, Kaufmann
CH Riehen/BS

Rentmeister
Hans Weber, Bankkaufmann
Lörrach

Schriftführer
Frau Hilde Engesser
Lörrach

(Aus: Unser Lörrach, 1977)

HEBELPREISTRÄGER

1936 Dr. Hermann Burte †, Lörrach
1937 Alfred Huggenberger †, Gerlikon (Schweiz)
1938 Eduard Reinacher †, Aichelberg (Elsaß)
1939 Hermann Eris Busse †, Freiburg i. Br.
1940 Dr. Benno Rüttenauer †, München
1941 Emil Strauß †, Freiburg i. Br.
1942 Professor Dr. Wilhelm Weigand †, München
1943 Jakob Schaffner †, Berlin — Basel (Schweiz)
1944 wurde kein Preis verliehen
1945 wurde kein Preis verliehen
1946 Anton Fendrich †, Freiburg i. Br.
1947 Franz Schneller †, Freiburg i. Br.
1948 Traugott Meyer †, Basel (Schweiz)
1949 Dr. Wilhelm Hausenstein †, Paris
1950 Professor Dr. Wilhelm Altwegg †, Basel (Schweiz)
1951 Professor Dr. Albert Schweitzer †, Lambarene
1952 Dr. Max Picard †, Brissago (Schweiz)
1953 Reinhold Zumtobel †, Freiburg i. Br.
1954 Otto Flake †, Baden-Baden
1955 Dr. Wilhelm Zentner †, München
1956 Frau Lina Kromer †, Obereggenen
1957 Dr. h. c. Emanuel Stickelberger †, Basel (Schweiz)
1958 Professor Friedrich Alfred Schmid Noerr †, Baden-Baden
1959 Professor Carl Jacob Burckhardt †, Vinzel (Schweiz)
1960 Professor Martin Heidegger †, Freiburg i. Br.
1961 Dr. Albin Fringeli, Nunningen (Schweiz)
1962 Pfarrer Richard Nutzinger †, Hauingen
1963 Professor Robert Minder †, Paris
1964 Albert Bächtold †, Wilchingen (Kanton Schaffhausen)
1965 Adalbert Welte, Bregenz
1966 Dr. Eberhard Meckel †, Freiburg i. Br.
1967 Professor Dr. Josef Lefftz, Straßburg
1968 Hermann Schneider †, Basel
1969 Gertrud Fussenegger, Leonding bei Linz a. d. Donau
1970 Marie Luise von Kaschnitz †, Frankfurt/M.
1971 Lucien Sittler, Stadtarchivar, Colmar
1972 Pfarrer Kurt Marti, Bern
1973 Joseph Hermann Kopf †, Wien/St. Gallen
1974 Gerhard Jung, Lörrach

Seit 1975 wird der Hebelpreis nur noch alle 2 Jahre verliehen

1976 André Weckmann, Straßburg
1978 Erika Burkart, Althäusern/Kanton Aargau (Schweiz)
1980 Elias Canetti, Zürich (Schweiz)
1982 Maria Menz, Oberessendorf ü/Biberach/Riß

HEBELDANKTRÄGER

1949 Adolf Glattacker †, Maler, Lörrach-Tüllingen
1950 Professor Dr. med. Hans Iselin †, Lörrach—Basel (Schweiz)
1951 Professor Franz Philipp †, Komponist, Schönau—Freiburg i. Br.
1952 Maschinenfabrikant Hans Kaltenbach †, Lörrach
1953 Denkmalpfleger Julius Wilhelm †, Lörrach
1954 Alt-Bürgermeister Josef Pfeffer †, Lörrach
1955 Professor Dr. Adolf Strübe †, Maler und Bildhauer, Lörrach
1956 Ministerialrat Professor Dr. Karl Asal, Freiburg i. Br.
1957 Ernst Friedrich Bühler, Chormeister, Steinen i. W.
1958 Professor Alfred Holler †, Lehrer, Lörrach
1959 Dr. Otto Kleiber †, Redaktor, Basel (Schweiz)
1960 Rektor i. R. Emil Hutter †, Lörrach-Stetten
1961 Frau Emilie Gruber-Winter †, Lörrach
1962 Hans Stössel †, Generaldirektor, Lörrach
1963 Richard Bampi †, Keramiker, Kandern
1964 Ernst Brugger †, Sendeleiter des Südwestfunks, Studio Freiburg i. Br.
1965 Regierungsrat Dr. Peter Zschokke, Basel
1966 Professor Dr.-Ing. Herbert Albrecht, Rheinfelden, Vorsitzender des Bürgeln-Bundes
1967 Regierungspräsident von Südbaden, Anton Dichtel †
1968 Oberbürgermeister Joseph Rey, Colmar
1969 Senator Dr. jur. Robert Müller-Wirth †, Verleger, Karlsruhe
1970 Universitätsprofessor D. Dr. Ernst Staehelin-Kutter †, Basel
1971 Dr. jur. Gebhard Müller, Präsident des Bundesverfassungsgerichts, Karlsruhe
1972 Bürgerlicher Sängerverein Lörrach 1833 e. V.
1973 Landrat i. R. Wolfgang Bechtold, Lörrach
1974 Dr. Karl Friedrich Rieber †, Musikdirektor, Lörrach
1975 Ratsschreiber Walter Jung, Lörrach
1976 Professor Paul Stintzi, Mulhouse
1977 Dr. Theo Binder, Urwaldarzt

1978 Professor Dr. Georg Thürer, Teufen/ St. Gallen (Schweiz)
1979 Regierungspräsident Dr. Hermann Person, Freiburg i. Br.
1980 Gerhard Moehring, Kustos des Heimatmuseums, Lörrach
1981 Professor Dr. Raymond Matzen, Straßburg
1982 Oberstudiendirektor Dr. Erhard Richter, Grenzach-Wyhlen

In der Schriftenreihe des Hebelbundes sind bisher erschienen:

Heft Nr. 1 Richard Nutzinger: „Der Stabhalter"
Heft Nr. 2 Gerhard Hess: „Rede auf Hebel"
Heft Nr. 3 Peter Dürrenmatt: „Hebel — heute"
Heft Nr. 4 Martin Heidegger: „Gespräch mit Hebel"
Heft Nr. 5 Johann Peter Hebel: „Der Blumenkranz" (Gedichtband)
Heft Nr. 6 Eberhard Meckel: „Umriß zu einem neuen Hebelbildnis"
Heft Nr. 7 Kurt Krauth: „Hebel als Erzieher"
Heft Nr. 8 Carl Jacob Burckhardt: „Der treue Hebel"
Heft Nr. 9 Hans Thieme: „Hebels Verhältnis zur Geschichte"
Heft Nr. 10 Rudolf Suter: „Hebels lebendiges Erbe"
Heft Nr. 11 Friedrich Metz: „Hebel und seine Landschaft"
Heft Nr. 12 Georg Thürer: „Hebel im Gespräch mit seinem Leser"
Heft Nr. 13 Bruno Boesch: „Hebels Umgang mit der Sprache"
Heft Nr. 14 Robert Feger: „J. P. Hebel und der Belchen"
Heft Nr. 15 Fritz Buri: „Wunder und Weisheit in Johann Peter Hebels Biblischen Geschichten"
Heft Nr. 16 Lucien Sittler: „Hebel und das Elsaß"
Heft Nr. 17 Karl Schmid: „Hebel der Nachbar"
Heft Nr. 18 Hans Trümpy: „Das Volkstümliche bei Hebel"
Heft Nr. 19 Hanspeter Müller: „Hebel in meinem Leben"
Heft Nr. 20 Camille Schneider: „Vom Hebel einst in meinem Lesebuch zu Hebel heute"
Heft Nr. 21 Lutz Röhrich: „Hebels Kalendergeschichten zwischen Volksdichtung und Literatur"
Heft Nr. 22 Albin Fringeli: „Hebel und die Schweiz"
Heft Nr. 23 Uli Däster: Der „Heimatdichter" Hebel
Heft Nr. 24 Raymond Matzen: „Mein Dank an Hebel"
Heft Nr. 25 Martin Stern: Zeit, Augenblick und Ewigkeit in Johann Peter Hebels „Unverhofftem Wiedersehen"
Heft Nr. 26 Walther Eisinger: „Johann Peter Hebel, ein menschlicher Christ"
Heft Nr. 27 Arnold Schneider: „Hebel — Schulmann und Lehrer des Volkes"
Heft Nr. 28 Werner Sommer: „Hebel und seine Mutter"
Heft Nr. 29 Georg Hirtsiefer: „Ordnung und Recht bei Johann Peter Hebel"
Heft Nr. 30 Albrecht Goes: „Hebel, der Ratgeber"
Heft Nr. 31 Ludwig Rohner: „Hebel und seine Leser"

Schwiige

Im Ibermuat
mit Wort
nit zua hoch nufistiige,
un hinteno,
vu obe rabigschmetteret,
am Bode lige!

Im Wuat
Parole nit
zua Barikade biige,
un nit
im derbe Gschwätz üs dunkle Gasse,
sich draanischmiige!

Dr Teifel spilt
uf vile Giige! —

Bizite
schwiige!! —

Doch,
vor dr still bisch
muasch di froge:
Wär
s Schwiige
gloge?

Karl Kurrus

Aus: Vu Gott un dr Welt, Gedichte in Kaiserstühler Mundart, Morstadt Verlag, 1981

Die Hermann-Burte-Gesellschaft

Magdalena Neff, Basel

Gründung und Entwicklung

Die Hermann-Burte-Gesellschaft (Humboldtstr. 3, 7850 Lörrach) entstand Anfang 1960 aus einem Freundeskreis des aus Maulburg (Kreis Lörrach) gebürtigen Dichters und Malers Dr. phil. h.c. Hermann Burte-Strübe (1879—1960). Nach dem Tode Hermann Burtes am 21. 3. 1960 trat sie an die Öffentlichkeit und besteht seither als „eingetragener Verein" auf gemeinnütziger Grundlage. Durch letztwillige Verfügung des Dichters wurde sie Alleinerbin seines künstlerischen Nachlasses, der in einem „Hermann-Burte-Archiv" vereinigt werden sollte.

Die Hermann-Burte-Gesellschaft e.V. umfaßt zur Zeit 320 Mitglieder, die meist in Südbaden, aber auch im übrigen Deutschland, in der Schweiz und im Elsaß beheimatet sind. Der jährliche Mindestbeitrag beträgt DM 12,—, für juristische Personen DM 50,—.

Präsident der Hermann-Burte-Gesellschaft: Rechtsanwalt Herbert Harrer, Humboldtstraße 3, 7850 Lörrach.

Archivarin und Schriftführerin: Dr. Magdalena Neff, Hardstr. 72, CH 4052 Basel.

Ziel

Die Hermann-Burte-Gesellschaft sieht ihr Ziel in der Erhaltung und Förderung des dichterischen und malerischen Werkes von Hermann Burte und befaßt sich demgemäß mit folgenden Aufgaben: Neuauflage der vergriffenen dichterischen Werke — Herausgabe bisher unveröffentlichter Werke — Veröffentlichung von Sekundärliteratur — Veranstaltung von Gedenkfeiern, Vortragsabenden, Lesungen aus Burtes Werk usw. — Durchführung von Ausstellungen des malerischen Werkes von Hermann Burte — Herstellung von Reproduktionen von Werken des Malers Burte-Strübe — Vermietung von Originalbildern Burtes auf befristete Zeit — Aufbau und Unterhaltung des Hermann-Burte-Archivs (Burtestr. 73, 7867 Maulburg) — Pflege von Beziehungen zu ähnlichen literarischen Vereinigungen und Vermittlung von Informationen an am Werk Hermann Burtes literarisch oder persönlich Interessierte.

Die Arbeit der Hermann-Burte-Gesellschaft wird ermöglicht durch die Mitgliederbeiträge und durch Spenden sowie durch die ehrenamtliche Tätigkeit einzelner Mitglieder.

Veranstaltungen

Alljährlich im Herbst findet die *Mitgliederversammlung* der Hermann-Burte-Gesellschaft (meist auf Schloß Bürgeln) statt. — Ebenfalls im Herbst jeden Jahres wird ein *„Burte-Abend"* durchgeführt, in der Regel in einer ländlichen Gemeinde des Markgräflerlandes und unter Mitwirkung der Vereine und reger Teilnahme der Bevölkerung. Im Rahmen dieser Veranstaltung behandelt ein Redner jeweils ein bestimmtes Thema im Zusammenhang mit Hermann Burte. Zu erwähnen ist der „Alemannische Abend" im November 1982 in Hausen im Wiesental, dem Professor Georg Thürer (St. Gallen) durch seinen aufschlußreichen Vortrag „Burte huldigt Hebel" besonderen Wert verliehen hat.

Anläßlich des 100. Geburtstages von Hermann Burte im Februar 1979 fand in der Alemannenhalle in Maulburg eine eindrucksvolle Feier statt, an der ebenfalls Prof. Thürer die Festrede hielt.

Alljährlich im Februar treffen sich die Freunde Hermann Burtes zur Erinnerung an den Geburtstag des Dichters am 15. 2. in Efringen-Kirchen zum *„Ruländer Schoppen"*. Neben Vorträgen aus Burtes Werk kommen hier auch andere alemannische Dichter aus den drei Ländern der „Regio" mit Proben ihres Schaffens zu Worte.

Ausstellungen

Dem malerischen Werk Hermann Burtes waren die beiden Gedenkausstellungen gewidmet: 1964 in Lörrach zum 85. Geburtstag und 1969 in Maulburg zum 90. Geburtstag des Künstlers.

1980 veranstaltete die Hermann-Burte-Gesellschaft eine Ausstellung von Ölbildern und 1981 eine Ausstellung von Aquarellen und Zeichnungen Burtes in Efringen-Kirchen, wobei jeweils die Möglichkeit der Miete von Bildern (zunächst für die Dauer von 5 Jahren) ausgiebig genutzt wurde.

Veröffentlichungen

Seit 1963 brachte die Hermann-Burte-Gesellschaft folgende Bücher und Schriften heraus:

a) *Werke von Hermann Burte:*

An Klotzen, Rhein und Blauen. Gedichte (1963).

Adler und Rose. Übersetzungen französischer Gedichte (Neuauflage 1966; DM 12,—).

An Klotzen, Rhein und Blauen (Neuauflage 1981; DM 9,80).

Die Seele des Maien. Gedichte um Hebel. Erweiterte Neuauflage mit 7 Zeichnungen von H. Burte und einem Vorwort von G. Thürer (1982; DM 12,80).

Hermann-Burte-Schallplatte bzw. -Kassette (1978; DM 21,—).

Ferner erschienen unter Mitarbeit der Hermann-Burte-Gesellschaft:

Hermann Burte: *Skizzenbuch* (Verlag F. Resin, Weil a. Rh., 1978; DM 29,80).

Hermann Burte 100 Jahre. Ausgewählte Gedichte, hochdeutsch und alemannisch. (Verlag Burda, Offenburg, 1978; DM 19,80).

Zehn Handschriften von Hermann Burte (Faksim.) mit Begleittext „Ein Blick in das Leben und Schaffen des Dichters" von M. Neff (Verlag F. Resin, Weil a. Rh., 1982; DM 83,40, f. Mitglieder der H.-B.-Ges. DM 66,70).

b) *Sekundärliteratur:*

G. Thürer: *Zum hundertsten Geburtstag des Dichters Hermann Burte.* Rede in Maulburg am 17. 2. 1979. Sonderdruck aus „Das Markgräflerland", H. 1/2, 1979.

M. Neff: *Hermann Burte und Basel.* Sonderdruck aus „Unser Lörrach 1979", Bd. 10.

M. Neff: *„Die Seele des Maien". Hermann Burte ehrt Johann Peter Hebel.* Sonderdruck aus „Geroldsecker Land", H. 23/1981.

M. Neff: *Die Industrie im Wiesental in der Dichtung Hermann Burtes.* Sonderdruck aus „Das Markgräflerland", H. 2, 1981.

W. Küchlin: *Begegnung mit Hermann Burte und seinem Werk.* Rede in Grenzach-Wyhlen am 10. 10. 1981 („Das Markgräflerland", H. 2, 1983).

W. F. Fischer: *A propos Hermann Burte. Erinnerungen und Gedanken 1979.* (Verlag und Bezugsmöglichkeit: J. Rohrmus, Tumringer Str. 221, 7850 Lörrach. DM 5,—).

Alle unter a) angeführten Bücher usw. (sowie die noch zu Lebzeiten des Dichters erschienenen und zur Zeit erhältlichen Gedichtbände: *Madlee — Das Heil im Geiste — Stirn unter Sternen — Lied aus Murperg — Auswahl aus Hermann Burtes Werken,* 1959 — *Hermann Burte 80 Jahre,* eine Freundesgabe) sind zu beziehen bei Firma Friedrich Resin, Postfach 1720, 7858 Weil a. Rh.

Die Beziehung der Hermann-Burte-Gesellschaft zur alemannischen Mundartdichtung

Aus dem vorstehenden Überblick mag ersichtlich sein, wie komplex das Schaffen Hermann Burtes war und demgemäß auch die Arbeit der Hermann-Burte-Gesellschaft ist: Die hochdeutsche Dichtung und das malerische Werk nehmen einen großen Raum ein. Als Kern dieses vielseitigen künstlerischen Lebenswerkes muß jedoch Burtes *Mundartdichtung*, sein Buch „*Madlee*", gelten, für das ihm 1924 die Ehrendoktorwürde der Universität Freiburg i. Br. verliehen wurde.

Der Rang Hermann Burtes als bedeutendster alemannischer Dichter nach Hebel ist unbestritten. Er war der erste Hebelpreisträger (1936) und bewahrte seinem großen Vorbild lebenslange Verehrung, die er vor allem in seinem hauptsächlich alemannische Gedichte enthaltenden Bändchen „*Die Seele des Maien*" zum Ausdruck brachte. So ist auch die Beziehung zwischen der Hermann-Burte-Gesellschaft und dem Hebelbund unmittelbar gegeben.

Zum andern hat die Freiburger „Muettersproch-Gsellschaft" Hermann Burte, den Meister der alemannischen Mundartdichtung nach Hebel, gewürdigt, indem sie als Titel für ihre Zeitschrift die Zeile: „*Alimannisch dunkt ys guet*" aus dem Gedicht „Sprachart" in „*Madlee*" (S. 80) gewählt hat.

Spracharten

1
Andersch schwätzt men anderwyttig,
Alimannisch dunkt ys guet:
Hochdütsch raschlet wie ne Zyttig,
Alimannisch ruuscht wie Bluet.

2
Stoß der Chopf ämol dur s'Gätter!
Bruuch Dy Sprooch und ihri Chraft!
Hochdütsch, sell sin gsägti Bretter,
d'Mundart isch e Wald im Saft.

3
d'Muedersprooch, en Aechte lehrt sie.
Sag, was sparsch der Oode Du?
Hochdütsch schmeckt no Druckerschwärzi,
d'Muedersprooch het Boodeguu.

Hermann Burte
(Aus: „Madlee", Alemannische Gedichte)

Literaturhinweise

Aufsätze zur Mundartdichtung

Assion, Peter
Lob des Dialekts. In: Rudolf Lehr, Paul Waibel, Muddersprooch, Ein pfälzisch-fränkisches Mundartbuch, Badenia Verlag Karlsruhe/Rhein-Tauber-Verlag Sandhausen, 1978, Seiten 8—12

Bräutigam, Kurt
Mundartliteratur im Rhein-Neckarraum. In: „schwädds" Zeitschrift für Mundart Nr. 4, Juni 1982, Seiten 54—58

Baur, Gerhard W.
Warum schreiben Sie im Dialekt? Eine Autorenbefragung. In: Dialekt. Wiederentdekkung des Selbstverständlichen. Eine schwäbisch-alemannische Bestandsaufnahme, Hrsg. Eduard Spranger, 1979

Bausinger, Hermann
Fußgängerzone. In: „Akzente", 1976, Seiten 364—368

Bausinger, Hermann
Provinz im Aufwind? Wer oder was bewegt die neue Dialektpoesie? In: Dialekt-Wiederentdeckung des Selbstverständlichen. Eine schwäbisch-alemannische Bestandsaufnahme, Hrsg. Eduard Spranger, 1979

Bosch, Manfred
Referat, gehalten auf dem Konstanzer Symposion über Regionalismus und Dialekt, 1./12. April 1978. In: Literatur im Alemannischen Raum — Regionalismus und Dialekt, hg. von J. Kelter und P. Salomon, Dreisam Verlag Freiburg, 1978

Epple, Bruno
Nachwort zu Manfred Bosch, Uf den Dag wart I, Verlag Manfred Bosch, Neumattenweg 30, Rheinfelden[8], 1981

Feinäugle, Norbert
Auf der Suche nach einer anderen Heimatdichtung. In: „schwädds" Zeitschrift für Mundartliteratur Nr. 2, Juni 81, S. 8

Feinäugle, Norbert
Dialektliteratur in der Schule — ein Toleranzproblem? In: Lehren und Lernen, Zeitschrift der Landesstelle für Erziehung und Unterricht, Heft 1, Januar 1982

Finck, Adrien
Einführung. In: „Nachrichten aus dem Alemannischen", Neue Mundartdichtung aus Baden, dem Elsaß, der Schweiz und Vorarlberg, hg. von Adrien Finck und Raymond Matzen, Olms Presse Hildesheim, 1979, Seiten XI—XIX

Finck, Adrien
Vorwort. In: Nachrichten aus dem Elsaß. Deutschsprachige Literatur in Frankreich, 2. Mundart und Protest, Olms Presse Hildesheim, 1978, Seiten 1—30

Fringeli, Dieter
Mach keine Schprüch, Schweizer Mundartlyrik des 20. Jahrhunderts, Artemis Verlag, 1972

Fringeli, Dieter
Nachwort zu Julian Dillier, Mändschä sind mängisch wie gäärtä, Verlag J. P. Hebel, Gebr. Holstein, Rothenburg ob der Tauber, 1978

Herburger, Günter
Mut zum Dialekt. In: „Akzente", 1976, Seiten 133—138

Hoffmann, Fernand
Zwischen den Lagern, Zum 60. Geburtstag des Obwaldener Mundartdichters Julian Dillier. In: „schwädds", Zeitschrift für Mundart Nr. 4, Juni 1982, Seiten 62—65

Hoffmann, Fernand
Im Dialekt schreiben. Prinzipielles zur Ästhetik der Dialektliteratur. In: „schwädds", Zeitschrift für Mundartliteratur Nr. 3, Nov. 81, S. 10

Hoffmann, Fernand
Sprachspiele und Konkretismus als mundartpoetische Mittel. In: „schwädds", Zeitschrift für Mundartliteratur Nr. 5, Nov. 82, S. 8

Huber, Heinz
Wo man aus Weizen Spätzle macht — Neue schwäbische Mundartliteratur. In: Badische Kulturzeitschrift D'Deyflsgiger Nr. 6, Seiten 71—86

Kaliwoda, Gregor
Thesen zum Regionalismus und Mundartdichtung oder: Möglichkeiten eines wiederentdeckten Sprachmaterials. In: Literatur im alemannischen Raum, Regionalismus und Dialekt, hg. v. J. Kelter und P. Salomon, Dreisam Verlag Freiburg, 1978

Kelter, Jochen
Provinz — Aufmarschbasis gegen die Metropolen? Zur Renaissance von Heimat und Dialekt in der westdeutschen Linken. In: Literatur im Alemannischen Raum, Regionalismus und Dialekt, hg. v. Jochen Kelter und Peter Salomon, Dreisam Verlag Freiburg, 1978, Seiten 97—102

Kühn, Dieter
Mundart und Hochsprache: eine Konfrontation. In: „Akzente" 3, 1976, S. 311

Kusz, Fitzgerald
Poetisch, linguistisch, sozialkritisch. In: „Akzente", 1976, Seiten 139—143

Ortlieb, Dietmar
Mut zum Dialekt oder Reiz der Exotik. In: Literatur im Alemannischen Raum — Regionalismus und Dialekt, hg. von J. Kelter und P. Salomon, Dreisam Verlag Freiburg, 1978

Schmitt, Heinz
Pfälzisch links und rechts des Rheins. In: R. Lehr, P. Waibel, Muddersprooch, Ein pfälzisch-fränkisches Mundartbuch, Badenia Verlag/Rhein-Tauber Verlag

Spranger, Matthias
Immer noch Montag, Alemannischer Literaturpreis der Stadt Waldshut an Ernst Burren, Laudatio. In: „Allmende", 1. Jg., Heft 2, 1981, Seiten 136—141

Waibel, Paul
Mundart ist Sprache aus eigenem Recht. In: Rudolf Lehr, Paul Waibel, Muddersprooch Bd. 2, Mundarten zwischen Rhein und Tauber, Main und Murg, Badenia Verlag Karlsruhe, Rhein-Tauber-Verlag Sandhausen, 1980, Seiten 8—9

Walser, Martin
Zweierlei Füß — Über Hochdeutsch und Dialekt. In: Dialekt. Wiederentdeckung des Selbstverständlichen. Eine schwäbisch-alemannische Bestandsaufnahme, Hrsg. E. Spranger, 1979

Weckmann, André
Elsaß: Von der Selbstaufgabe zur Konvivialität. In: Allmende, Heft 1, 82, S. 44 ff.

Weckmann, André
Das elsässische Sprachproblem — ein Schulproblem. In: Allmende, Heft 3, 82, S. 58 ff.

Das Badische Wörterbuch

Gerhard W. Baur, Freiburg

„Das Badische Wörterbuch stellt den Wortschatz der lebenden Mundarten Badens dar." So lapidar beginnt Ernst Ochs, der erste und langjährige Bearbeiter und Herausgeber, das Vorwort zum ersten Band, der 1925 nach über 10jähriger eigener Vorarbeit und noch weiter zurückreichenden Vorbereitungen anderer zu erscheinen beginnt und 1940 abgeschlossen ist. Wieso „badisch" und nicht „alemannisch" oder „fränkisch"? Eine badische Mundart gibt es natürlich nicht, jedoch hatte man sich 1913 auf der ersten Mundart-Wörterbuch-Konferenz in Marburg dafür entschieden, die großen wissenschaftlichen Wörterbuchunternehmen nicht nach ohnehin problematischen Dialekteinteilungen voneinander abzugrenzen, sondern sich bei der Sammlung des mundartlichen Wortguts an die augenblicklichen politischen Grenzen zu halten. Nach diesem Grundsatz war man allerdings schon bei den viel früher ins Leben gerufenen Nachbarwörterbüchern verfahren, und nicht zuletzt werden es auch finanzielle Gründe gewesen sein, die für diese Aufteilung sprachen. Sowohl das 1862 begründete Schweizerdeutsche Wörterbuch (heute im 14. Band beim Buchstaben T stehend) als auch das schon etwas früher begonnene Schwäbische Wörterbuch (von 1904 bis 1936 in 7 Bänden publiziert) und das Elsäßische Wörterbuch (2 Bände zwischen 1887 und 1907 erarbeitet) hielten sich an die Landesgrenzen, wobei dadurch bei den beiden letzteren ein bedeutender fränkischer Dialektanteil mit hineingekommen ist.[1])

Die Anfänge des Sammelns

Im Jahre 1893 hatte der volkskundlich interessierte Universitätsbibliothekar Prof. Fridrich Pfaff die neu an die Freiburger Universität gekommenen Germanisten Friedrich Kluge (hauptsächlich bekannt geworden durch sein Etymologisches Wörterbuch) und Elard Hugo Meyer für die Erforschung der badischen Volkskunde interessieren können. Ihre gemeinsam ausgearbeiteten und an Lehrer und Pfarrer im ganzen Land ausgesandten Fragebogen[2]) erbrachten im mundartlichen Bereich so viel Interessantes und Neues, daß die drei Initiatoren nun, entgegen früherer Bedenken, die Schaffung eines Wörterbuchs ins Auge faßten. Der Hauptpromotor scheint längere Zeit Pfaff gewesen zu sein, der nachmalige erste Vorsitzende des Landesvereins Badische Heimat[3]). Erst als 1907 Alfred Götze, ebenfalls Germanist und Bibliothekar, dem 1902 erblindeten Kluge an die Seite trat, wurde planmäßiger weitergesammelt, schließlich über Jahre hin einmal wöchentlich durch Befragung von badischen Studenten. Außerdem gewann man auswärtige Mitarbeiter und konnte einige Mundartforscher[4]) dazu bewegen, ihre Sammlungen in den beständig anwachsenden Fundus des Freiburger Unternehmens einzubringen und eigene Pläne aufzugeben. 1914 konnte Ernst Ochs, ein Schüler Kluges, als hauptamtlicher Bearbeiter eingestellt werden; bis 1961, seinem Todesjahr, leitete er, unterbrochen von je vier Jahren Kriegsdienst in beiden Weltkriegen, das Badische Wörterbuch.

breiteter, aber nicht gut mundartlich. Noch volksfremder ist das Hauptwort *Tätlichkeiten;* dessen Einzahl fehlt. — Fischer 2, 94; 6, 1726.

dato Umst.: *bis d-* ‚bis heut, bisher' Hebel 26, 39. Weiteres unter *bis* Z. 25. Zu *Datum.* — H. Schulz Fremdwb. 1, 124. Sanders Fremdwb. 1, 233. Elf. 2, 726.

Tat·sache w.: *dādsax* 1913 Handschuhsheim ist aus der Schriftsprache entlehnt. Die Mundart liebt nur den prädikativen Gebrauch: *deß dādsax!* Pforzhm; *dādsax! meene hern!* Pforzhm; *ja, já, t'ätsax!* Oberscheffl. *Vorspiegelung falscher Tatsachen* wird vom Volk belacht Etthm. — ZfdW. 14, 9 ff. Fischer 2, 94.

tatsächlich Umst.: *t'ätsęxlix XX* Oberschefflenz ist junges Lehnwort; *tādsę xlix* 1930 Pforzhm ist überdies beengt durch *effektiv.* — DWb. 11 I 322.

Tatsch *dāds* m.: **1)** Schlag mit der flachen Hand Oberw. (Rast.). Schlag im Fangspiel Freib.; die unveränderte Mehrz. bezeichnet deren mehrere oder auch die ernstlicheren Schläge von den Eltern eb. Nicht selten gibts einen *d-* aufs Südle Ringshm, Hofstet. i. K. Vgl. *Patsch, Arschklapper, tatschen 1, Tätsch 1, Tatsche 1 a, Rücktatsch.* — **2)** Übername gewisser Männer von kleinem, gestauchtem Wuchs Friesenhm. Töpel Rust. Vgl. *Totsch, tatschen 5. 6. 2.* — Fischer 2, 95.

Tätsch *dāds* m., meist in der unveränderten Mehrz.: **1)** (leichter) Schlag mit der flachen Hand, Hiebe Stockach, Schwerzen, Eschbach (Waldsh.), Lörrach, Schonach, Weiß 153. Vgl. *Tatsch 1, tätschen 1, Täsch 2.* — **2)** Mal am Leib, Fleck Schwerzen. Vgl. *Tatze 6.* — **3)** Pflanzen die irgendwie breitgetatscht, kuhfladenartig sind. Siehe besonders *Säu-tätsch* ‚Löwenzahn' und vgl. *Boidätsch* S. 230[b] Z. 29. *Balledätsch* großer Wegerich, Plantago maior Rüßnach/Mitteil. 1915, 388 (sachlich vgl. *Säuohren; Lautähnliches* unter *tätschen 1).* — **4)** siehe *Küchentätsch.* — Elf. 2, 731.

A **Tätsch·bere** m.: *Dätschbähre*[n] das Netz *Handbere,* wenn es zum *tätschen 3 a* verwendet wird Grenzach (Fischersprache) / BlMarkgr. 1919, 55. Vgl. *Plätschgarn.* — Schweiz. 4, 1458.

Tatsch·blume w.: Klatschrose (s. d.), Papaver rhoeas Odenhm. Zu *tatschen,* und zwar mehr wegen des Knalls im kindlichen Spiel als mit dem Sinn des Breitgedrückten. Vgl. *Tatschrose; Platschrose 2.* — — Fischer 2, 96.

Tatsche w.: **1)** *a) dads* Schlag beim Fangspiel Karlsr. Die Scheidung von *Tatsch 1* ist nicht leicht; vgl. *Patsche: Patsch, Nachttatsch(e).* — *b)* Ballwurf durch Abschlagen mit flacher Hand in Kopfhöhe Werthm. Vgl. *tätscheln 2 a.* — **2)** Bären-, Tiertatze, gelegentlich auch die ungeschickte Hand; *dadsę* Tauberbisch., Mehrz. Nabler 93, 291. Vgl. *Bärentatschen, Linkstatsche, Totsch(e), Klotsche, Tatze 1.* — **3)** Klatschrose; *dadsə* Oberscheffl., vgl. *Tatschrose, Tatschblume.* — **4)** *dads* ‚Brot und Kuchen, falls sie noch nicht gegoren haben' Bruhrain/RArchHeidelb. 6, 132. Vgl. *Tätsche 4, Tätscher 2 (a).* — **5)** Geländemulde, Talsenkung ohne Wasser; *dadsə* Oberscheffl., Konighm, Werbach, Mönchz.; *dads* Durmershm, Beierthm. Die drei letzten Angaben sind vorwiegend Flurnamen. Vgl. *Tätsche 6 c.* — Fischer 2, 95; 6, 1726.

Tätsche (w.): Werkzeug zum Zausen der Wolle, Wollkamm 1923 Nassig. Aus *Kardätsche* (s. d.), vielleicht unter Anlehnung an die Gruppe *Tatscher* (2).

Tätsche w.: **1)** *tęts* Schlag mit der flachen Hand Friesenhm hf. (vgl. *Tätsche 8, Tatsche 1 a). Dätsche* Hiebe Freib./Bad. Heim. 1920, 129 (doch siehe *Tatsch 1).* — **2)** *Dätsche* die Pflanzen Löwenzahn Adelhsn (Dinkelberg) Vgl. *Tätsch 3, Tötsche.* — **3)** (große) Kröte, Bufo; *dāds* Hofstet. i. K., *-ē-* Unterprechtal hf., *Dätsche* „Elztal"/Mitteil. 1914, 333. Vgl. *Bodendätsche, Tösche, Dicksack; Tärtsche.* — Elf. 2, 731 f.

tatscheln schw.: *datslə* mit den Händen klatschen Neudgn. Von *tatschen 1.* Vgl. *patscheln, tätscheln.*

tätscheln *dādslə* Schopfhm u. ö.; *dędsln* Oberw. (Rast.), Handsch. — schw.: **1)** *a)* leicht, liebkosend schlagen Stockach, Radolfz., Lenzk., Rust, Oberw. (Rast.), Mörsch, Pforzhm, Rohrbach (Epp.), Rapp., Oberscheffl., Tauberbisch., Heidelb., Handsch. Von *tatschen 1* und *tätschen 1.* Vgl. *tatscheln.* Zusammens. *ver-, herumtätscheln.* — *b)* mit grimmigem Spott: Die teure Zeit hat den Kerl verhätschelt und ihm *deß bißle magers Fleisch Noch von die Knoche dätschelt* Romeo Hypoch. 30. — **2)** Spielausdrücke. *a)* eine Wurfart im Ballspiel, den Ball mit flacher Hand schlagen und zurückschlagen Achern (vgl. *zurücktatschen).* Danach heißt *Tätscheln* s. ein einfaches Ballspiel, wobei der Ball sehr schnell an eine Wand getatscht wird Achern. — *b) dätschele* oder *ditsche* einen Stein über eine Wasserfläche hüpfen lassen Bretzgn. Vgl. *tätzeln 2.* — Fischer 2, 96.

Tatschen m.: *(kū-)dadsə* Kuhfladen Oberw. (Rast.). Aus *Deische(n)* + *Tatsch.* Beachte noch *Pflatschen, Kuhdeitsche(n)* und *Kühtäschen.* Unter *Kuh-tatschen* ist auch die Nebenform mit *-ā-* nachgewiesen (vgl. *Kuhpflätschen).* Endlich bucht E. Beck 135 mit südlichem Suffix und Umlaut *(xūę-)dādši.* — Elf. 2, 731.

tatschen. *dādsə* Tauberbisch. u. ö. Siehe aber Bedeutung 4 — schw.: patschen (s. d.), klatschen; vgl. *tätschen, totschen.* **1)** *bravo dādsə* beifällig in die Hände schlagen Albrecht hf. *Sie machten alle so: . . . Mit den Füßchen trapp trapp trapp, Mit den Händchen tatsch tatsch tatsch* Norsgn/Schläger 34. Beim Fangspiel einen flachen Schlag auf den Rücken geben Karlsr. (vgl. *täschen 3); ab-dadsə* ‚abschlagen 6 c im Kinderspiel' Pforzhm; vgl. *hoch-, zurücktatschen, Handtatschen, Schunkentatsches.* Klatschend auf den Tisch schlagen Karlsr., Pforzhm. Flach niederschlagen Heidelb. (seltener hier *detsche).* Mit der flachen Hand mehr oder minder sanft (ein Kind) verhauen Mönchzell, Oberw. (Rast.), Gegend von Ottersw. Mit flachem Werkzeug etwas eben schlagen, z. B. Teig und Kot Rohrbach (Epp.), Mist Rust, Ringshm; Wiesen Siegelau. — **2)** tappig gehen, gewissermaßen waten. *Wiə dadsiš drhar?* Rust. Vgl. *herumtatschen.* — **3)** *a) dadsə* oder *dudsə* klatschend herabfallen, von Gegenständen Sunthsn. — *b)* unpersönlich: *s dadsd* es regnet in Strömen Schiltach, Elzach. — **4)** schwatzen, unnütz reden. Stets mit *-ā-* Radolfz., Sunthsn, Lenzk. — **5)** zusammendrücken Zaisenhsn. *Wier dādsə* ‚sie mit Geräusch eindrücken' Oberscheffl. Vgl. *ver-, hineintatschen.* — **6)** in sich zusammensinken, flacher werden Pforzhm, Bruhrain, Oberscheffl.; z. B. vom Brot während des Backens oder vorher Rohrbach (Epp.), von Geschwülsten Neubenau, Mönchz. Zusammens. *eintatschen,* besonders häufig *zusammentatschen.* — Fischer 2, 95 f.

tätschen *tętšə* Singen a. H.; *dādsə* Schopfhm u. ö. — schw.: vorwiegend südliche Nebenform von *tatschen;* siehe dort weiteres und vgl. *Tätsch: Tatsch.* Es gibt Orte mit beiden Zeitwörtern (Heidelb.), gepaart mit Bedeutungsunterschied (Sunthsn). Doch liegt eine grundsätzliche Scheidung zwischen hohem und tiefem Klang oder nach trans. und intrans. Gebrauch nicht vor. Bedeutung 1 berührt sich mit *täschen 3.* **1)** einen Schlag beim Spiel versetzen Lahr; vgl. *Arschtätscherles; Balledätschis* s. das Ballschlagen Burte Mad. 63. Platt schlagen Schopfheimer Gegend, Singen a. H., Hornberg (Schwwaldb.), und zwar Kinder, Menschen Lahr, den Mist um den Hohentwiel. — **2)** in Pantoffeln oder ähnlich herumtappen, daß es auf dem

Verkleinerte Wiedergabe von Ernst Ochs, Badisches Wörterbuch, Bd. 1, 432 (Originalgröße ohne Rand 22,5 × 15,5 cm)

a.B.; *kägersch* 1895 Mimmenhsn; *kägəršt* Singen a.H., 1895 Konst., Bonnd. – f.: ‚Elster'. Vgl. *Gägerst*, zu dem die Abgrenzung nicht scharf ist, sowie *Agerst*. Ob wirklich – wie E. Kranzmayer und, nach ihm, L. Jutz vermuten – *Gehäger*, Pl. zu *Gehag* ‚Hag', zugrundeliegt oder nicht etwa doch onomatopoetische Umbildung durch *K*-Anlaut an *Agelster*-Formen (so Suolahti Vog. 195)? Die Form hat Anschluß nach O und SO in Oberschwaben, Bayer. Schwaben, im Allgäu und NVorarlberg. – Fischer 4, 146; Vorarlb. 2, 4.

Kah: FN; um 1900 und 1931 Baden-B., außerdem 1928 Karlsr., 1931 Heidelbg, 1926 Mannhm Brechenmacher[8] 2, 3; danach wohl < *Kau* < mhd. *gehouwe* ‚Hau, Rodung'.

kahl *kāl* Handsch.; *xāl* Singen a.H., Remetschwiel; *kxāl* Wangen (Höri) – Adj.: ‚kahl' wie nhd.; nicht pop., in Handsch. häufiger *blod* Lenz Wb. 35. – Vgl. *ratzekahl*. – Fischer 4, 151; Rhein. 4, 52ff.; Schweiz. 3, 192; Vorarlb. 2, 4.

Kahlenberg: FlN, ein Berg zwischen Ettenhm und Herbolzhm; dort auch die jetzt stillgelegte Grube *K*- bei Ringshm. Ortsneckerei → *Alexi*; vgl. *Berg 1*.

Kahlenberg-grund m.: ‚Lößboden' vom → *Kahlenberg* Ettenhm.

Kahl-hieb *kālhīb* Handsch. – m.: ‚Entwaldung, vollständiges Abholzen eines Waldstücks'; verbr. (bes. 1945–1947 im Schwarzw.). – Fischer 4, 167.

Kahm, *I* **Kahn** *khām* neben *khān* O.scheffl.; *kǭmə* Pl. Oberw. (Rast.) – m.: ‚Schimmel auf (v.a. gegorenen) Flüssigkeiten', z.B. *də wī hat kǭmə* Oberw. (Rast.). – Mhd. *kâm*, *kân* < spätlat. *cana* ‚graue Schmutzschicht auf Wein'. Die *-m*-Formen sind eher md. Vgl. *Kunen*. – Lexer 1, 1500; DWb. 5, 31f.; Fischer 4, 172f.; 6, 2257; Rhein. 4, 102.

II **Kahn** m.: **1)** ‚kleines Schiff'; fehlt der Mu. in Rapp., Heidelbg, Handsch., Pforzhm, Ottersd. (dafür überall *Nachen*), Mahlbg, Ettenhm, Freib. (dafür *Schiffle*). Wohl mod. *khānfārmə*[n] O.scheffl., *kān* Gausb., Reichent. (neben *axərlə*)/ZfdMu. 1911, 70. – **2)** ‚Bett' Baden-B., 1930 Radolfz., 1975 Freib.; Ugspr. – Vgl. *Drubord*, *Flieger*, *meren*, *Nachen*, *Weidling*, *Weidschelch*; *Wanzenkahn*. – Fischer 4, 189; Rhein. 4, 55.

III **Kahn,** auch Chan: FN; wie → *Kohn* < hebr. *kohen* ‚Priester'. Vor und nach 1809 von Juden in Baden gebr.; gehört mit *Meyer* zu den verbreitetsten jüd. FN hebr. Ursprungs Dreifuß FN Jud. 110f. – Fischer 4, 189.

kahmig → *kunig*.

Kä(h)r → *Keller*.

Kaib *khāp* Mönchz.; *khāib* Treschklgn, Rapp., Spessart, Mörsch, Oberw. (Rast.); *khaib*, *-ǫ-*, *-ǭ-* O.scheffl., Hettgn, Pforzhm, Ottenhöfen, Sasbachwa., Rheinbisch., Leiberstung, Urloffen, Gengenb., Lahr, Kippenhmwlr, Rust, Ettenhm, Hofstet., Wolfach, Hornbg, Furtwangen, Simonswald, Waldk. (Elzt.), Reute (Emm.), Jechtgn, Freib., Breitnau, St. Märgen, Neust., Lenzk., St. Wilhelm, Hintschgn, Sunthsn (neben *kǫab*), Stockach, Engen, Riedhm, Radolfz., Hattgn, Stahrgn.; *kxaib* Rüßwihl, Singen a.H. (neben *xaib* und *xǭab*); *xaib -ǫ-*, *-ǭ-* Schonach (?), Lienhm, Gündelwangen, Remetschwiel, Eschb. (Waldsh.), Ay, Schwerzen, „Wiesental", Schopfhm, Lörrach, Kirchen, Egrgn, Haltgn, Feldbg, Auggen, Müllhm, Grißhm, Altglashütten; *xǫib* Wangen (Höri); *xǫab* Singen a.H. (neben *xaib* und *kxaib*); *khǭab* Möhrgn, St. Georgen (Schw.); *k(h)ǫib* Neusatz, Kappelwi., Altenhm, Ottenhm, O.schopfhm; *khāp -b* Freistett, Honau, Kork, Eckartsw. – m., n. (Treschklgn, Rapp.): **1)** † ‚Aas'; *Rappen vnd Kreien / die sich der keiben am galgen ... erneerent* 1566 Pict. Leibs-Artz. 22a. – **2)** Schelte, meist verachtend **a)** (vorwiegend) für Menschen, v.a. im Alem. verbr. Hauptbed. ‚schlechter, gemeiner Mensch' „Mittel-, Oberbaden"/Zfd Mu. 1913, 348, Stockach; ‚böser Mensch, elender Kerl' Auggen, Müllhm, Haltgn; ‚Lump' Grißhm; ‚Spitzbube' Kappelwi., Leiberstung, Altenhm, Engen; ‚(durchtriebener) Kerl' Sasbachwa., Ottenhöfen, Ay; bei dieser Bed. kann mehr oder weniger Anerkennung mitschwingen, z.B. *diə xǫibe kxöne nit anderš as ǫim drātskriəge* Altglashütten/H. Müller Intell. 31, ähnl. Pforzhm, Feldbg (Müllhm), Lenzk., Radolfz. u.ö. ‚Ungehorsames Kind': *diə k-ə węn dox nid folgə* Simonswald; für Kinder ‚Frechdachs, Schlingel' Möhrgn (neben ‚Schuft' für Erwachsene); ‚lästiger Mensch' Freib./ZfdMu. 1917, 51; ‚ungeschickter Mensch' Spessart, Mönchz.; ‚dummer Mensch' Haltgn, Oos. Manchmal schwingt in Beschimpfungen noch Bed. 1 mit, z.B. *du chaib, du verreckda!* Lienhm. Etwas konstruiert wirkt *ihr kaiwige Kaiwe, ihr verkaiwete!* 1970 Wolfach. Differenziert oder verstärkt durch Zusammensetzungen (s.u.) und Zusatz von Adjektiven: *du fule Ch-* ‚fauler Kerl' Jung Brägel 49; *dię dę d, ęr ǫmsəld bǫl, dęr grum kaib* ‚die Frau denkt, der stirbt bald, dieser krumme Kerl' 1932 Gengenb. Weitere Verbindungen mit → *abenteurig, alcfänzig, alt, pfiffig, plärrig, böse, taub, dumm, elend, verdruckt, verschlafen, grausig, grob, groß, hässig, munkig, nichtsig, räudig, schlecht, semper, wasig, wüst, zuleidlebig*. Die Gen.form wird zur Verstärkung, in verwünschender oder positiver Bed., vor Subst.e und Adj.e gesetzt, z.B. → *Kaibenbub, -katze, -mädle, -strolch* usw., *kaibendumm, -glatt* usw. – **b)** für Tiere: *Du blinde Chaib, sihsch d Fuhre nit* sagte ein Bauer zu seinem blinden Roß Glock Breisg. 13. Vgl. *Kaibenkatze*. – **c)** für Sachen; z.B. *ə xrumə xaib* ‚ein geknickter oder krummer Rebenbogen' Egrgn; *de Ch-* (= Auto) *hät eifach nit alaufe wölle* Jung Brägel 91; *draiht sich de Ch-* (ein Pfosten), *mer meint er lebt* eb. 61. – Verwünschend: *dene kaiwe neimodische Fuarwęrkə* O.Fwgler 3, ähnl. S. 55. Abwertend: *De Vatter wird als fascht verruckt / was alles Chaibs* (‚Zeug') *de Fridli druckt* Jung Brägel 39; *ar iš so öbis xaibs gsī* ‚er war (beruflich) etwas derartiges' 1935 Schopfhm. – **3)** ‚Rausch'; *ār hęd ə ghōrigə xaib* 1965 Kirchen/Krückels 217f. – Mhd. *keibe* ‚Leichnam, Aas' – Weiteres → *hinbringen, hineinsteigen, Landesgefängnis, Rippe, Schwabe*. Vgl. *Kerle, Kog, Salopp, Schindaas, Siech; Erden-, Hunds-, Laus-, Malefiz-, Mords-, Schind-, Schwaben-, Schweizer-, Spinnkaib, Sternenkaiben, Teufels-, Wasenkaib; ver-, herumkaiben*. – DWb. 5, 431f.; Els. 1, 416f.; 2, 947; Fischer 4, 147f.; Meis. Wb. 62; Schweiz. 3, 100ff.; Vorarlb. 2, 51f.

kaibel(e)n *xaibələ* Lörrach – schw.: ‚nach Aas riechen' (vom Fleisch) Mengen (Freib.), St. Georgen (Freib.), Schopfhm; *s Fleisch chaibələt* Auggen, Müllhm, „Wiesental". – Els. 1, 417; Fischer 4, 148; Schweiz. 3, 104.

Kaibel-nußbaum? m.: *einen Kaibel Nußbaum* ‚einen Kaib von Nußbaum, einen rauhen' Grimmelshsn Kalender (Hegaur) S. 138. Wohl zu *Kaib*; vgl. *Kaibennußbaum*; *Keibel?*

kaiben *chaibe* Berau – schw.: ‚sich beeilen' R. Hoffmann hs. Vgl. *herumkaiben*. – Schweiz. 3, 104.

Verkleinerte Wiedergabe von: Badisches Wörterbuch. Bearbeitet von Ernst Ochs. Fortgesetzt von Gerhard W. Baur. Bd. 3, S. 48 (Originalgröße ohne Rand 15,5 x 22,5 cm).

Die personelle Ausstattung der Arbeitsstelle

Von der Schulverwaltung bezahlt und vom Schuldienst weitgehend freigestellt war der Gymnasialprofessor Ernst Ochs der Universität zuerst als Lehrbeauftragter, ab 1946 als Honorarprofessor verbunden. Erst 1961 konnte für seinen Nachfolger Karl Friedrich Müller eine feste Universitätsstelle eingerichtet werden, auf die dann 1968, nach K. F. Müllers Pensionierung, Gerhard Wolfram Baur geholt wurde. Abgesehen von den Jahren 1935—39 sowie 1946—48 und noch einmal 1973[5]) blieb die Arbeitsstelle ein Einmannbetrieb, dem in früheren Jahren noch kärglich bezahlte studentische Hilfskräfte oder freiwillige Mitarbeiter (meist pensionierte Lehrer) durch Exzerpieren oder andere Schreibarbeiten Unterstützung gaben[6]). Erst 1973 wurde vom Land eine Sekretärinnenstelle bewilligt. Verglichen mit den übrigen deutschsprachigen Wörterbuchkanzleien gehört die unsere zu den personell am schlechtesten ausgestatteten Unternehmen[7]).

Das Material

Zu den schon erwähnten ca. 550 Antworten auf die 1893/94 ausgesandten 3000 Volkskunde-Fragebogen[8]) und die seit dem Aufruf zur Mitarbeit von 1919 immer wieder neu dazukommenden Einsendungen von Laiensammlern treten weitere Materialquellen. Die schon erwähnten Freiburger Germanisten Kluge, Götze und Ernst Ochs selbst, dann auch die Nachfolger Friedrich Wilhelm, Friedrich Maurer, schließlich Bruno Boesch und Eugen Gabriel sowie, in den 30er Jahren, ihr Heidelberger Kollege Friedrich Panzer regten immer wieder Studenten zum Abfassen von Staatsexamens- oder Doktorarbeiten über dialektologische Themen an. Diese Arbeiten (hauptsächlich laut- und formen-, seltener wortgeographischer Art) erbrachten lautgetreu, in wissenschaftlicher Umschrift fixierte, direkt bei den Sprechern erhobene Belege, die es erlaubten, ein zunehmend genaueres Bild von der geographischen Verteilung der Laute, Formen und Bezeichnungen zu geben. Erweitert und abgerundet wird das Material aus Arbeiten zur Wort- und zur Satzbildung, ferner durch Untersuchungen einzelner Fachsprachen, z. B. derjenigen der Landwirtschaft, des Weinbaus, der Waldwirtschaft, einzelner Handwerke wie z. B. der Fischer-, Schiffer-, Flößer-, Müller-, Metzger-, Wagner-, Uhrmacher- und Goldschmiedesprache (oder besser: -terminologie). All diesen Fach- und Sondersprachen (darunter auch dem Rotwelschen, bei uns hauptsächlich als Händlersprache gebraucht, und den judendeutschen Ausdrücken) galt schon das spezielle Interesse der hierfür bekannten Freiburger Wortforscher Kluge und Götze und eben auch ihres Schülers Ochs. An literarische Quellen legte man strenge Maßstäbe an. Zwar wurde die Dialektdichtung im Fall von Hebel und Burte fast lückenlos ausgeschöpft, doch hatte im übrigen nur sprechsprachnahe, nicht „übersetzt" klingende Mundartliteratur Gnade vor Ochs' Augen.

Eine wichtige Rolle bei der Entscheidung, ob etwas ins Material aufzunehmen sei oder nicht, spielte natürlich immer die personelle und finanzielle Kapazität. Hauptsächlich aus diesem Grund entschied man sich auch dafür, historischen Wortschatz nur in Auswahl aufzunehmen. Daher findet man heute, anders als im Schweizerdeutschen und Schwäbischen Wörterbuch, nur einiges Ältere, so Belege aus den deutschen Urkunden der Landschaft vor 1300 (aus Fr. Wilhelms „Corpus der altdeutschen Originalurkunden"), aus den Oberrheinischen Stadtrechten, aus Urbaren und Weistümern. Mehr noch als Ochs haben Müller und Baur Orts- und Flurnamen berücksichtigt, wobei neben der mundartlichen Ausspracheform (falls noch erhebbar) auch die frühest faßbaren schriftlichen Bezeugungen gegeben werden, was öfters eine Deutung sonst unklarer Namen ermöglicht. Allerdings muß betont werden, daß die Namendeutung nicht zu den eigent-

lichen Aufgaben eines Dialektwörterbuchs gehört.
Weitere Materialien sammelte ich durch gezielte Befragungen anhand eines Fragebogens in 179 Orten Nord- und Südbadens. Und schließlich sind seit einigen Jahren auch Übertragungen von Tonbandaufnahmen verschiedener Herkunft[9]) in das Material eingearbeitet worden. Weil diese relativ junge Quelle zwar viele der in jedem Wörterbuchmaterial selteneren Satzbelege liefern kann, ihre Auswertung aber sehr zeitaufwendig ist, konnte das bisher leider nicht in wünschenswertem Umfang geschehen.
Wenn man den langen Zeitraum seit Beginn der Sammlungen bedenkt, muß man natürlich sagen, daß man hier nicht mehr von einer einheitlichen Mundart sprechen kann. Auch wenn sich die Mundart im Lautlichen aufs Ganze gesehen doch langsamer verändert als oft behauptet wird, so ist doch unbezweifelbar, daß sich in diesen fast 100 Jahren seit Beginn der Materialsammlung gewichtige Veränderungen im Dialekt ereignet haben. Viele Wörter kommen und kamen außer Gebrauch, weil die ihnen zugrundeliegenden Sachen und Sachverhalte (z. B. bei Werkzeugen und Arbeitsvorgängen in der Landwirtschaft) durch andere abgelöst werden. So ist es nötig geworden, immer öfter durch Datierungs- und Gebrauchsangaben nachzuweisen, wann das betreffende Wort (noch) in Gebrauch war.

Prinzipien der Bearbeitung und Darbietungsform

Die Artikel des Badischen Wörterbuchs sind strikt alphabetisch angelegt. Das Stichwort wird entweder in seiner schriftsprachlichen Form oder, falls es nur in einer mundartlichen Form existiert, in einer verhochdeutschten Form angesetzt, die der historischen Entwicklung des mittel- oder althochdeutschen Lautstands in unserem Gebiet entspricht. Die bei uns lautlich oft schwer zu trennenden Anlaute *b* und *p*, *d* und *t* sowie *f* und *v* sind, wie in allen oberdeutschen Wörterbüchern, zu je einem Buchstaben zusammengenommen worden und demgemäß alle bereits behandelt; *c* steht bei *k*. Dagegen ist im Inlaut die alphabetische Reihenfolge streng durchgeführt. Auf Sonderformen, die für sich angesetzt sind, wird verwiesen; umgekehrt verweist man von der bodenständigen Ausspracheform des Wortes auf das schriftsprachlich angesetzte Stichwort, also von *eber, ebis* auf *etwer* sowie das dabei einsortierte *etwas*, bei *Imbs* und *Imes* auf *Imbiß*.
Wörter, die nur im fränkischen Norden vorkommen, erhalten die Kennzeichnung *F* vor dem Stichwort; ein *A* vor dem Stichwort bedeutet, daß das Wort alemannisch wirkt, nur im Süden vorkommt und nordbadische Zeugnisse fehlen. Durch *R* werden rotwelsche Wörter markiert. Abgestorbene oder veraltete Wörter werden durch ein † vor dem Stichwort kenntlich gemacht.
Auf das Stichwort folgen die wichtigsten Lautvarianten der Grundform, danach der flektierten Formen in phonetischer Transkription mit genauer Ortsangabe, heute einheitlich in nordsüdlicher Reihenfolge, öfters datiert. Zur genaueren Lokalisierung eines Worts sind dem Werk seit der 35. Lieferung zwei auch in die Umschläge der jeweiligen Lieferung eingedruckte Karten mit den am häufigsten genannten Belegorten sowie mit oft gebrauchten Landschaftsnamen und einigen wichtigen Mundartgrenzen beigegeben.
Als nächstes folgt die Kennzeichnung der jeweiligen grammatischen Kategorie [m(askulin), f(eminin), n(eutral), Adj(ektiv), Adv(erb), st(arkes) bzw. schw(aches Verb), Interj(ektion), Partikel u.a.m.], anschließend der Hauptteil, die Darstellung der Bedeutung(en). Hier wird versucht, möglichst nicht mit Synonymen oder Paraphrasierungen zu erklären, sondern von der nächsthöheren Art und dem spezifischen Unterschied her zu definieren. Jede der einzelnen Bedeutungsangaben soll durch genügend viele Beispiele, möglichst im Satzverband oder in einem Kontext, verdeutlicht werden. Nachdem man früher oft eher die Schwierigkeit hatte, genü-

gend Beispiele, vor allem in Satzform, zur Illustration beizubringen, ist es jetzt oft so, daß man sich als Bearbeiter durch ein stark angewachsenes Material hindurchlesen muß und daß man gezwungen ist oder sich verpflichtet fühlt, bei der Masse der Belege eine möglichst feine Untergliederung mit sorgfältiger Beachtung der oft nur geringfügigen Bedeutungsunterschiede und -schattierungen zu versuchen. Gleichzeitig besteht aber die Notwendigkeit, die Belege nicht ausufern zu lassen und viele, die mehr- oder vielfach vorhanden sind, wieder auszuscheiden. Daß hierzu aber immer erst ein gründliches Durcharbeiten des gesamten jeweiligen Zettelstoßes nötig ist, wird von vielen nicht bedacht, die frühere mit heutigen Publikationszeiten vergleichen[10]).

Zu den Beispielsätzen gehören auch die im Material zahlreich vorhandenen Redensarten, Sprichwörter, Rätsel, Neckverse, Volks- und Kinderreime und -lieder, alle in der Schriftform wiedergegeben, wie sie von den Informanten notiert wurden. Zur abgehobenen Wiedergabe der lautschriftlichen Belege dient die Kursivschrift. Soweit sich Angaben zu Bräuchen, Sitten und Volksglauben finden, werden diese auch genannt.

Am Schluß des Artikels stehen dort, wo sprachgeschichtliche Angaben nötig und möglich sind, Hinweise oder Erklärungen zur Etymologie.

Da jeder (Satz-)Beleg nach Möglichkeit nur einmal Verwendung findet, wird auf ihn zurück- oder vorausverwiesen, wenn er noch für (ein) weitere(s) Stichwort bzw. -wörter in Frage kommt. Außerdem wird auf synonyme oder bedeutungsähnliche und auf verwandte Wörter verwiesen, und schließlich werden die Zusammensetzungen genannt, die auf das betreffende Wort enden, so bei *Kaib* z. B. *Erden-*, *Hunds-*, *Laus-*, *Malefiz-*, *Mords-* usw. *-kaib*. Am Schluß des jeweiligen Artikels stehen Hinweise auf die vergleichbaren Artikel in den Nachbarwörterbüchern und, falls nötig, in den wichtigsten gemeindeutschen Wörterbüchern. Als Beispiel für die Artikelgestaltung sei hier die Seite 432 von Band 1 des Badischen Wörterbuchs sowie, in der seit dem Anfang des dritten Bandes üblichen neuen Druckart, die Seite 48 dieses Bandes vorgeführt (siehe Seiten 388–389 dieses Heftes.) Das Werk steht inzwischen bei der 42. Lieferung beim Stichwort *Krappersreute;* im Manuskript fertiggestellt sind 4/5 der Lieferung 43 bis zum Stichwort *kriegen*[11]). Bis zum Abschluß des Wörterbuchs wird es bei der derzeitigen Personallage noch lange dauern; eine Prognose wage ich gar nicht mehr zu stellen. Es sind jetzt vielleicht knappe 60% des Materials bearbeitet; das bedeutet, daß man den Abschluß in diesem Jahrhundert nicht mehr erleben wird.

Wieso braucht man und wer braucht Dialektwörterbücher?

Wenn man Dialekt als Teil- oder Subsystem eines übergreifenden größeren, d. h. weitreichenderen und umfassenderen Gesamtsystems, hier: der deutschen Sprache, versteht, wenn man weiter davon ausgeht, daß diese sprachlichen Systeme und Teilsysteme in ihrem Aufbau und in ihrem gegenseitigen Verhältnis überschaubar gemacht werden sollten, um ihre Eigenart und ihr Funktionieren verständlich zu machen, dann muß man demjenigen, der sich Kenntnisse hierüber erwerben will, die Möglichkeit geben, sich über die Struktur der Sprache und ihrer Teilsysteme und über die Bedeutung der sprachlichen Zeichen zu unterrichten. Für die Beschreibung von Sprache und Dialekt[12]) hat man mehrere Darstellungsformen entwickelt, die gebräuchlichsten und althergebrachtesten sind die grammatische und die lexikographische. Beide ergänzen einander.

Unter den lexikographischen Darstellungen ist das alphabetisch geordnete Bedeutungswörterbuch, das nach der Inhaltsseite eines Wortes fragt, das übliche. Darin ist also zu erfahren, was z. B. das Wort Kaib an einem bestimmten Ort oder in einer gewissen Landschaft (alles) bedeutet (vgl. Seite 389).

Will man aber wissen, welche Bezeichnungen in einer Sprache/einem Dialekt für ‚durchtriebener Mensch' existieren, dann müßte man entweder über ein sachlich geordnetes Bezeichnungswörterbuch verfügen (das es im Bereich der Dialektologie bisher kaum gibt), oder man sollte hilfsweise die Möglichkeit bekommen, sich in Bedeutungswörterbüchern zusätzlich über bedeutungsgleiche oder -ähnliche Wörter unterrichten zu können. Vielleicht wird deutlich, daß Wörterbücher, auch Dialektwörterbücher, nicht nur sprachwissenschaftliche Erkenntnisse für Fachleute, Linguisten vermitteln, sondern darüber hinaus nützlich, ja nötig sein können für alle diejenigen, die Unterrichtung brauchen über Wörter und sprachliche Wendungen, die sie nicht verstehen, sei es, daß ihnen als ortsfremde Lehrer manche sprachlichen Äußerungen ihrer Schüler unverständlich sind oder sie bei der Einweisung in die hochdeutsche Standardsprache Verständnishilfen für die sprachlichen Schwierigkeiten ihrer Zöglinge bekommen können, sei es, daß sie als von anderen Sprachlandschaften Kommende Auskunft bekommen über die Bedeutung und stilistisch-situative Einschätzung nur hier gebräuchlicher oder hier anders als etwa in Norddeutschland gebrauchter Wörter (was z. B. bei Prozessierenden, sowie ihren Richtern und Rechtsanwälten wichtig werden kann, die beispielsweise nach voraufgegangener Verwendung der Wörter *Schnepfe* oder *Seckel* sich über den Tatbestand der Beleidigung klarwerden müssen), sei es, daß sie ganz einfach wissen wollen, was ein bestimmtes Wort in einem Hebel- oder Burtegedicht oder in einem Urbar des 15. Jahrhunderts bedeutet. Ein weiteres: Dialektwörterbücher können dadurch, daß in ihnen zu einem Gutteil (lexikal, lautlich, syntaktisch und bedeutungsmäßig) ältere Sprachzustände festgehalten sind, sprachgeschichtliche Einsichten vermitteln und Geschichtsdokumente übermitteln. Daß das Verfassen von und das Lesen in Orts-Dialektwörterbüchern schließlich auch noch die Funktion des Sich-Vergewisserns einer lokalen Eigenart ermöglicht, ist ein Aspekt, der von vielen Sammlern und Autoren als motivierend und wichtig genannt wird. Gerade die Arbeit dieser eifrigen Laiensammler, die für die „großen" Dialektwörterbücher oft unschätzbares Material beigebracht haben und immer wieder noch beibringen, würde eine eigene Darstellung verdienen[13]).

Zum Schluß sei, speziell für badische Leser, die die Eigenart ihrer Heimatregion besonders herausgestellt sehen möchten, doch betont, daß ich mit Ernst Ochs der Meinung bin, daß die Entscheidung, fränkische und alemannische Mundarten in Baden in einem Wörterbuch gemeinsam zu behandeln, trotz aller Schwierigkeiten richtig war; die Kontrastierung läßt das Eigene öfter um so schärfer hervortreten. In den Worten von Ochs aus einem Zeitungsbericht von 1937: „Was manchen als größte Schwierigkeit eines solchen Buches erschien, ist in Wirklichkeit dessen größter Reiz geworden: die starke Verschiedenheit der Mundarten und ihre Erklärung aus der deutschen Geschichte."

Vielleicht wäre es ohne diese Entscheidung zu einer ähnlichen Situation wie bei der Vorbereitung des Südwestdeutschen Sprachatlas gekommen, der seit 1969 im Institut für sprachliche Landeskunde der Universität Freiburg erarbeitet wird; denn dieser Atlas wird sich aus finanziellen und personellen Gründen auf die Erforschung und kartographische Darstellung der Mundarten in Südbaden und Südwürttemberg beschränken müssen.

Anmerkungen

[1]) Zur Geschichte des Badischen Wörterbuchs sowie der benachbarten Mundartwörterbücher vgl. Gerhard W. Baur, Mundartwörterbücher im alemannischen Sprachraum, in: Alemannica, Landeskundliche Beiträge, Festschrift für Bruno Boesch zum 65. Geburtstag, Bühl/Baden (= Alem. Jb. 1973/75), S. 28—85 sowie ders., Das Badische

Wörterbuch, in: Dialektlexikographie, hg. von H. Friebertshäuser, Wiesbaden 1976 (= Zs. f. Dialektologie und Linguistik, Beih. NF Nr. 17), S. 25—35.

[2]) Abgedruckt in Alemannia 21 (1893), S. 301—304, die zweite, erweiterte Form in Alem. 33 (1905), S. 305 f. Die Fragen zielten auf Hausbau, Tracht, Nahrung, Gewerbe, Sitten und Bräuche, Märchen und Sagen, Schwänke und Rätsel, Volkslieder, -schauspiele, Kinderreime, -spiele, Ortsneckereien, Orts-, Flur-, Familien-, Taufnamen (in Mundartform!) und, im Punkt 13, auf *Sprachliches.* Hier fragte man nach a) Zeiteinteilung; b) Naturerscheinungen; c) Farbenbezeichnungen; d) Familie; e) Begrüßung, Segenswünsche, Flüche, Schimpfworte; f) Körperteile und Stimme des Menschen, Krankheiten; g) Nahrung; h) Ackerbau, Scherznamen für Handwerker; i) Tiere, Lockrufe für sie, Eigennamen, ihr Schreien, Hirtenrufe; k) Pflanzen, Beerenleseverslein; l) Zahlworte; m) einer kurzen Erzählung oder Schilderung in der Mundart des Orts; n) Unterschieden der Mundart zu der der Nachbarorte.

[3]) Darüber Pfaff in Briefen an den Ministerialrat und späteren Kultusminister Böhm in: Bad. Heimat 39 (1959), S. 111 ff. sowie Eugen Fischer in seinem Überblick über „Fünfzig Jahre Landesverein Badische Heimat", ebda. S. 98 ff.

[4]) so besonders Otto Heilig und Philipp Lenz, die Herausgeber der „Zeitschrift für hochdeutsche (bzw. später deutsche) Mundarten", sowie Othmar Meisinger, Verfasser des Rappenauer Wörterbuches.

[5]) Durch ein Zusammenwirken des Badischen Unterrichtsministeriums und der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) konnten 1935—1939 zwei Wissenschaftliche Mitarbeiter, Lothar Glattes und Walter Sauer, eingestellt werden. Zweieinhalb Jahre lang arbeitete nach Kriegsende Ochs' Nachfolger K. F. Müller unentgeltlich mit. 1973 bezahlte die DFG für ein Jahr das Geld für eine Wissenschaftliche Angestellte, Frau Roswitha Santa-Braun, frühere Redaktorin am Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuch in Hermannstadt/Rumänien.

[6]) Für die stundenweise Beschäftigung von studentischen Hilfskräften gab bis 1961 die Wissenschaftliche Gesellschaft Freiburg, ab 1970 die Universität Freiburg zunächst sporadisch, ab 1973, nach einer einjährigen Unterstützungszeit durch die DFG, ständig Gelder.

[7]) besonders nachdem im Zuge der allgemeinen Sparmaßnahmen eine Hälfte der Schreibkraft-Stelle gestrichen und das Geld für eine examinierte Hilfskraft von vorher 50 auf nunmehr 40 Stunden monatlich heruntergesetzt wurde, wobei gleichzeitig auch der erst 1979 durch den Einsatz von Prof. Volker Schupp eingerichtete eigene Sachetat der Arbeitsstelle um ⅕ gekürzt wurde.

[8]) heute zum größten Teil aufbewahrt in der Badischen Landesstelle für Volkskunde, Freiburg, Schwaighofstraße 13, zum kleineren Teil im Archiv des Badischen Wörterbuchs.

[9]) hauptsächlich Aufnahmen des Deutschen Spracharchivs sowie solche aus meinen eigenen Kundfahrten.

[10]) Dies betont auch Hans Wanner in seinem Bericht über „Das Schweizerische Wörterbuch" in: Dialektlexikographie (vgl. Anm. 1), S. 20.

[11]) Bis heute erschienen sind: Badisches Wörterbuch. Herausgegeben mit Unterstützung des Badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts bzw. des Kultusministeriums Baden-Württemberg bzw. des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg. — Vorbereitet und betreut von Friedrich Kluge, Alfred Götze, Ludwig Sütterlin, Friedrich Wilhelm, Ernst Ochs, Friedrich Maurer, Karl Friedrich Müller, Bruno Boesch. Bearbeitet von Ernst Ochs. Bd. 1 ff. Lahr (Schwarzwald) 1925 ff.
Bd.1: A. BP. DT. E. 1925—1940. 19*, 725 S.
Bd. 2: FV. G. H. 1942—1974. Bearb. von Ernst Ochs. Fortgesetzt von Karl Friedrich Müller und Gerhard W. Baur. XXXVII, 806 S.
Bd. 3: (bisher:) I — Krappersreute, Lfg. 35—42 (1975—1983), S. 1—256. Bearb. von Ernst Ochs. Fortges. von Gerhard W. Baur

[12]) Ich verwende, wie heute meist üblich, die Ausdrücke Dialekt und Mundart als bedeutungsgleich.

[13]) Ich habe die Absicht, in einem späteren Beitrag über die Arbeit(en) der Dialektsammler in Baden zu berichten und Hinweise für Sammel-, Bearbeitungs- und Publikationsmöglichkeiten zu geben. Das Thema angesprochen habe ich auf zwei von mir im letzten Jahr in Freiburg und Karlsruhe veranstalteten Tagungen sowie schriftlich unter dem Titel „Zur Sammlung und Aufbereitung von mundartlichem Wortschatz durch Laien" in: Wortschatzprobleme im Alemannischen, 7. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen [in] Freiburg i. Ü., 1.—3. Oktober 1981, hrsg. von Walter Haas und Anton Näf, Freiburg/Schweiz 1983 (=Germanistica Friburgensia 7), S. 33—44.

Mosbacher Wörterverzeichnis von 1808

Ein Vorläufer badischer Mundartforschung

Paul Waibel, Karlsruhe

Vor zwei Jahren hat der Mosbacher Rechtsanwalt Dr. Adolf Frank in dieser Zeitschrift den Verfasser unseres kleinen Wörterverzeichnisses, Dr. Johann Nepomuk Gruber (1744—1811), und dessen Berichte an die Sanitätskommission in Karlsruhe vorgestellt[1]). Umfangreiche Auszüge aus diesen Berichten ließen die Beobachtungen, Kenntnisse und kritische Haltung des Amtsphysikus erkennen. Er sollte 99 Fragen aus Karlsruhe über sein Amtsgebiet, die Ämter Mosbach und Eberbach, beantworten. In seinen Antworten machte er seinem Herzen Luft über die Zustände, die er in Mosbach angetroffen hatte. So überschritt er immer wieder die Grenze der gestellten Fragen durch Seitenhiebe und vernünftige Vorschläge.

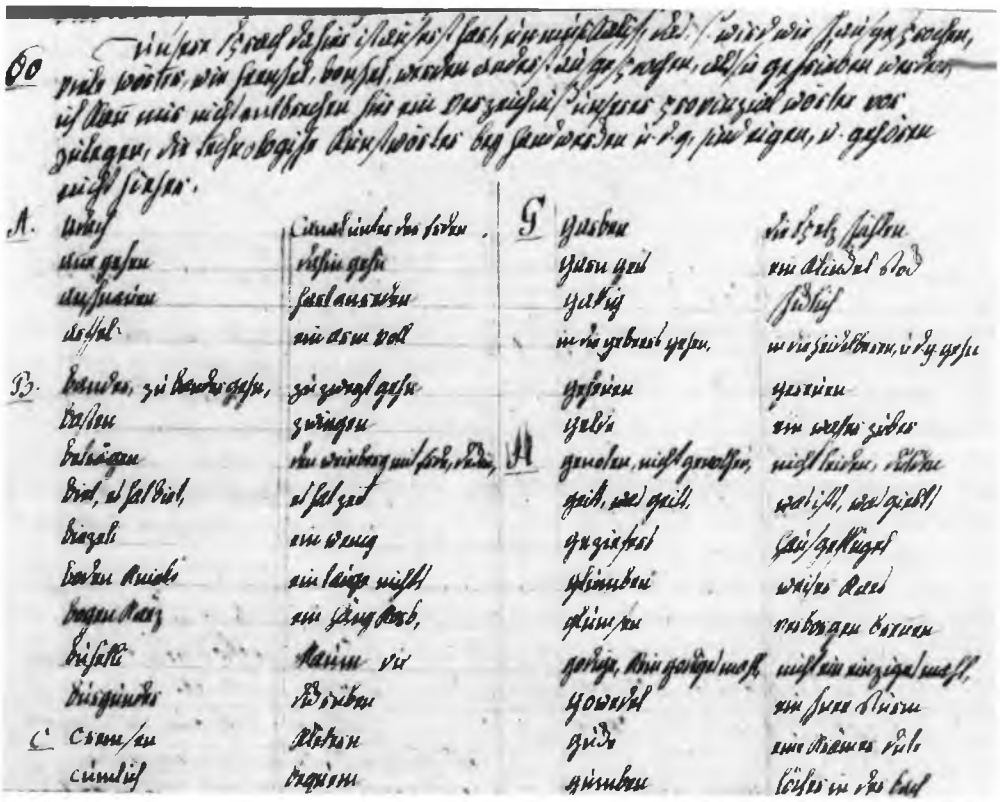
Als man ihm die Frage vorlegte, ob „reine oder verderbte Sprach" herrsche, begnügte er sich nicht mit der knappen Antwort „rein" oder „verderbt", sondern stellte gleich ein Verzeichnis auffälliger „Provinzialwörter" zusammen, eben die Sammlung, mit der wir uns beschäftigen wollen. Er habe einmal einen Brief geschrieben, in dem alle diese Wörter enthalten waren, setzt er hinzu. Schade, daß dieser Brief nicht überliefert wurde. Manches isolierte Wort seiner Sammlung wäre dann in seiner natürlichen sprachlichen Umgebung erschienen. Der Brief, sagt er, „ist für alle, die nicht aus der hiesigen Gegend sind, arabis!" Arabisch also, wie wir etwa „Chinesisch" für ein unverständliches Idiom sagen würden.

Dabei müssen wir bedenken, daß Gruber (der in Heidelberg[2]) aufgewachsen war, hier und in Würzburg studiert hatte, zum Dr. phil. und Dr. med. promoviert worden war und von 1770 bis 1793 das Amt des Physikus in Kaiserslautern bekleidet hatte, ehe er 1796 das gleiche Amt in Mosbach antrat), immer im süddeutschen fränkischen Raum gelebt hatte. Was fiel ihm an der Mosbacher Sprache Besonderes auf?

„Unsere Sprach dahier ist äußerst hart, unmusikalisch" urteilt er über den Klang der Mosbacher Sprache und vergißt nicht, eine Eigenheit zu erwähnen: „das S wird wie sch ausgesprochen". Dies ist ja das Kennzeichen des „Gänschmauscherlandes", eine Eigenart, die in unserem Verzeichnis freilich nirgends erscheint.

Eine moderne Darstellung der Mosbacher Mundart liegt nicht vor, wohl aber besitzen wir für einen Nachbarort, Oberschefflenz, die vorzüglichen Arbeiten von Edwin Roedder[3]), dessen Buch über die Volkssprache des badischen Frankenlandes auch ein großes Wörterbuch enthält. Mit ihm vergleichen wir die Wörter aus Grubers kleiner Sammlung.

Wo Roedder keine Auskunft gibt, benutzen wir das Badische Wörterbuch[4]), soweit es erschienen ist. Zum Glück ist das Schwäbische Wörterbuch[5]) abgeschlossen; es enthält auch die fränkischen Landesteile Württembergs. Nach der überkommenen Einteilung gehört Mosbach wie Heilbronn noch zum Südfränkischen. Allerdings ist zu beachten, daß es hart an der Grenze zum Ostfränkischen liegt.[6])



Dr. Grubers charakteristische Handschrift (oberer Teil) Foto: GLA Karlsruhe 166/140, Bl. 28 v

Von Adach bis zundern essen

adach ‚Canal unter der Erden': Gruber selbst schreibt sonst addach[7]). Betonung auf der ersten Silbe. In den letzten Jahren ist die Erinnerung an Wort und Sache wieder geweckt worden[8]), zunächst nur in der Schreibform ‚Attauch', Plural Attauchen (auf der 2. Silbe betont).
Herkunft: lat. aquaeductus ‚Wasserleitung', während die Attauchen zur Wasserabführung dienten; Vorgänger der heutigen Kanalisation. Das Alter der Mosbacher Attauchen ist noch nicht nachgewiesen. In der näheren Umgebung kommen sie 1420 in Neckarbischofsheim vor[9]), 1422 in Miltenberg[10]). Ältere Belege in Mainz und Köln. In beiden Städten und ihrer Umgebung ist das Wort bis heute haften geblieben, weil Straßen und Häuser danach benannt sind, in Mainz-Zahlbach für Römersteine[11]), in Gonsenheim als Gewann-Name: Attach, zweifellos das gleiche Wort wie Adach in Mosbach. Die Fülle der Formen aus lat. aquaeductus im deutschen Sprachgebiet ist in den Wörterbüchern gebucht[12]). Umfassend informiert über Herkunft und Entwicklung des Wortes Theodor Frings[13]). Das Bad. Wb. meldet unter Andauche „fehlt" und kann nur auf Abteich verweisen[14]).
anne gehen ‚dahin gehn': Nicht das im wesentlichen alemannische ane, anegehn, sondern das fränkische anne ‚dort'[15]), (vgl. danne, dranne, hanne).
anschnauen ‚hart anreden': Nur in Lörrach und bei Hebel[16]) belegt; heute ‚anschnauzen'.
Arffel ‚ein Arm voll': fehlt in Mittelbaden[17]), Ärfele Oberscheffl.
bander, zu bander gehn ‚zu zweyt gehn': selbander; zebane Oberscheffl., z'bander bei Schwäb. Hall[18]).
basten ‚zwingen': baschde, gebaschd Oberscheffl.
beträgen ‚den Weinberg mit Erde decken'. Eigentlich betrechen zu mhd. trechen ‚ziehen'[19]). g hat bei Gruber oft den Lautwert ch: vgl. Mädgen bei Docke oder Mährling.
biet, es hat biet ‚es hat Zeit': Zeit. Nur fränkisch[20]). e langi Biit Oberscheffl.

biezeli ‚ein wenig': Heute in dieser Form nur noch im Süden[21]).
boden kniets ‚ein tauge nichts': kniets aus mhd. kein nütze, knitz. Vergleich mit ‚Boden': bodenböse, bodenfaul, bodenletz[22]).
bogen käez ‚ein Hängkorb': Vgl. unten kaez.
buhetli ‚kaum vix' (lat. vix dient zur Erläuterung von ‚kaum'): Das Stichwort ist weder in alten noch in neuen Wörterbüchern verzeichnet. Rhein. buhei mit Adj. buheilich kommt aus sprachgeogr. Gründen nicht in Frage; auch deckt sich die Bedeutung (Kleinigkeit, leeres Gerede u.a.) nicht mit ‚kaum'[23]). Wieder hilft die ostfrk. Nachbarschaft: bichenätle, bichenätlich findet sich bei Schwäb. Hall[24]), in der Form verschieden, in der Bedeutung nahe: ‚mit genauer Not'. Das erinnert an frz. â peine ‚mit Mühe, kaum'. Die Spur führt zu einer Reihe weiterer ostfrk. Belege, die das Schwäb. Wb. unter ‚bigenötig' aufzählt[25]). Bedeutung: ‚mit Mühe, k a u m' ! buhetli unterscheidet sich davon durch starke Zusammenziehung, die nur den Anlaut b- und die Endung bewahrt. Der Stamm (‚Not') wurde ein Opfer der Übertragung des ostfrk. Wortes ins Südfrk. ‚h' in buhetli ist zu vergleichen mit ‚hoch — hohe', ‚nach — nahe'; u erklärt sich aus der Vortonigkeit: Aussprache buhètli?
burgunder ‚Dickrüben': Name der Sorte in Baden und Württemberg.

cremsen ‚klettern': cremsen könnte zu Geräms (von ‚Rahmen') gehören[26]) und müßte dann gremsen geschrieben werden. Alem. chresme ‚klettern' oder kresle auf der Baar (zu mhd. kresen ‚kriechen') lassen sich weniger leicht heranziehen.
cumlich ‚bequem': Auch hochdeutsches ‚bequem' gehört zu kummen ‚kommen'; chumlig ‚bequem' aus Lörrach belegt[27]).
docke ‚ein Mädgen puppe': Weithin belegtes Wort für ‚Puppe', fehlt 1930 aber in Oberschefflenz[28]).
drühe ‚eine Kist': unser Wort ‚Truhe', das auch in Oberscheffl ohne Umlaut erscheint.
dunderts ‚verflucht': ‚Donner' in Flüchen häufig, aber nicht in der Frageform; dundere ‚donnern' mit nd ist im Süden häufiger als im Norden, doch verlangt die Gruppe -nr- einen Gleitlaut. So in Adelsheim[28a]).
duselen ‚schlummern': wie heute allgemein.
Ehschwing ‚was vom Hanf, Flachs abfällt': Äschwinge ‚Abfall von geschwungenem Hanf oder Flachs, gröbstes Werg'[29]) ‚Eh(s)-' = Aas ‚Abfall'.
Erbel ‚Erdbeeren': im Südfränkischen weit verbreitet für die Walderdbeere; -bel dissimiliert aus -ber ‚Beere'.
Eresen ‚Erbsen': Ärese auch in Oberschefflenz.
ehtun ‚einerley': aus Eintun[30]); in Oberscheffl. Einhandel.

fälgen ‚hacken' (felgen): in Mittelbaden häufig, auch für das zweite (tiefe) Pflügen; im Ostfränkischen hat sich diese Bedeutung durchgesetzt, so Schwäb. Hall[31]).
fernd ‚voriges Jahr': vgl. Firn(schnee), Ferner (Gletscher)[32]).
fere gehn ‚hervor gehn': aus füre-gehn[33]); gei färre in Oberschefflenz.
die fräle ‚die Grosmutter': Gegensatz Herrle, s.d. Beachte das weibl. Geschlecht der Verkleinerung; eigentlich ‚Fräulein'. Stufenweise Entwicklung des Abbaus des Wortes in Oberscheffl. zu beobachten.

garben ‚die Spelz schählen': zu ‚gerben', wie dieses von ‚gar'.
Garn geis ‚ein Klinkel stock': ‚Garnwinde'[34]), ‚Gestell zum Aufspannen und Abspulen des gesponnenen Garns' Oberscheffl. Klinkel = Klüngel (Wollknäul).
gattig ‚schicklich': geschickt passend[35]). gading Oberscheffl.
in die gebeers gehen ‚in die Heidelberen u. dgl. gehn': Kollektives ge- wie in Ge-birge, Ge-schwister. Ähnlich im Schwarzwald Gibär läse[35a]).
geheuen ‚gereuen': dasselbe Wort wie alemannisch keien (ge-heien), fränkisch im Sinn von ‚ärgern', aber mehr ‚reuen'[36]). In Oberscheffl. um 1930 „seltener".
gelde ‚ein wasser zuber': Kübel[37]). „Auf dem Kopf getragener Kübel zum Wasserholen am Brunnen" Oberscheffl.
genoten, nicht genothen ‚nicht leiden, dulden': kommt von mhd. genâden zu genâde ‚Gnade'[38]) und ist hier in der alten mundartlichen Form gebraucht, nicht in der kirchlich-schriftsprachlichen Lautform. In der Bedeutung ‚ausstehen' Oberscheffl.
geits, was geits ‚was ists, was giebts': schon mhd. gibit zu gît ‚gibt'.
geziefers ‚Haus geflügel': ‚die kleinen, nützlichen Haustiere'[39]); ‚Feder- und sonstiges Kleinvieh' Oberscheffl. Vgl. bei Schwäb. Hall Ziifer ‚Federvieh, auch Geißen, Schafe'[40]).
glumben ‚weiser Kaes': heute ‚Klumpen'; ungeformter weißer Käse, Quark[41]).
glumsen ‚verborgen brennen': ‚unter der Asche glühen'[42]). Fehlt in Oberscheffl.

godige, kein godiges mahl ‚nicht ein einziges mahl': häufiger gotzich ‚einzig'[43]). ge godes bisle ‚aber auch nicht ein bißchen' in Oberscheffl.

gowedel ‚ein Schnee sturm': ein ausgesprochen fränkisches Wort[44]). ‚Schneegestöber' in Oberscheffl., während sonst als Bedeutung angegeben wird „wenns durcheinander regnet und schneit."
gucke ‚eine Krämer dute': Gugge ‚Papiertüte'[45]); noch weiter verbreitet ist Guckel.

gumben ‚löcher in der Bach': Gumpen ‚tiefe Stelle im Wasser'[46]); zu gumpen ‚pumpen'; ‚kesselartige Vertiefung in einem Bach' in Oberscheffl.
grosdein melde ‚mentha crispa': das lat. Wort bezeichnet die Pflanze Krause Minze, die aber mit der links erscheinenden „Melde" keine Verwandtschaft zeigt. Das Rätsel löst sich durch H. Marzells Pflanzennamen[47]): Deimenten ist eine Bezeichnung für die krause Minze; vielleicht lautete die Form in Mosbach „Deimelde"; daraus entstand Grubers eigenartiges „dein melde", das sicher ohne -n gesprochen wurde! „gros": wohl große Art.

Hackel und packel ‚alles zusammen': Aus jüd. hakol bakol[48]); mehr dazu Oberscheffl.
häbern ‚Haber sehen' (säen!). Auch in Oberscheffl.
hämig ist das Wasser ‚dem ufer gleich': zu Hamm ‚Abhang, Ufer'[49]); hemmi ‚anschwellend, bis zum Steilufer reichend' aus Lichtenau bei Kehl entspricht in Form und Bedeutung Grubers Wort.
Hampfel ‚eine Hand voll': vgl. oben Arffel.
Häptläger ‚ein ring auf dem Kopf zu tragen': Hauptlege, ringförmiges Kissen, das sich die Frauen auf den Kopf legen, um schwere Lasten tragen zu können[50]). „Die Frauen trugen die Wäsche in einer ‚Heblecke' auf dem Kopf zur Bleiche"[51]). Hääbläag in Oberscheffl.
Herrle ‚der grosvater': vgl. oben Fräle. Häärle in Oberscheffl. Häerle bei Schwäb. Hall[52]).
hery ‚lindt', verschrieben für ‚links': heri ‚links' Fuhrmannsruf an Zugtiere (aus herhin?)[53]); häri Oberscheffl.
heuer ‚dieses Jahr': fehlt in Nord- und Mittelbaden; das Wort gehört zu ‚Jahr' wie ‚heute' zu Tag[54]).
Hoffert ‚die Hof raith': Hofreite[55]); Hofert in Oberscheffl.
Hosele ‚eine Gans': sonst nicht belegt. Wohl zu hossen ‚schaukeln'[56]), von der Gangart der Gans; (vgl. ‚Entewackele' in der Kindersprache.)
Imbs ‚ein Mittagessen': Imbiß, im Südfränkischen überall, heute allerdings mehr für eine Zwischenmahlzeit. Immes in Oberscheffl.
Kaez ‚ein Korb': vgl. oben Bogenkäez. Die Köze ist eigentlich ein Rückentragkorb, doch „im Odenwald und an der Bergstraße heißt jede Art von Weidenkorb Käitz"[57]).
Kaüt ‚Kappeskraut': Keid, mhd. kîd[58]), ‚Krautsetzling'. „An Veit (15. Juni) setzt man die Keit" Oberscheffl.[59]).
Kaüt säen ‚pflanzen säen': gemeint ist ‚Pflanzen säen'. Vgl. Kaüt.
Kolben ‚grose Gläser': ursprünglich ‚Keule'; der Arzt Gruber denkt wohl an die Gläser in der Chemie.
Kums ‚Sauerkraut': sonst Kumst aus lat. compositus, mhd. kumpost.

läppern ‚giesen': diese Bedeutung auch in Adelsheim[60]), heute eher ‚verschütten', ‚mit Wasser spielen'.
lengen ‚ziehen': mhd. lengen ‚lang machen'.
lorbel ‚verhärteter Unrath': lorbe ‚Schafmist' (Nekkarsulm), Lorber ‚Kot des Wildes'[61]). Lärweli Adelsheim[62]).
Matte ‚eine Wiese': das Wort ist alemannisch und ist vielleicht vom schwäb. Süden importiert. In Oberscheffl. gibt es den Flurnamen ‚Heumatten'; in Mosbach ist kein Flurname mit ‚Matte' zusammengesetzt[63]).
mährling die märling ‚die mädgens': Erklärung des r bietet Määrle in Oberscheffl.: Mägde kamen vom Land in die Stadt. Einfluß von Mähre ‚Stute'?
mormorgen ‚morgens früh': Zusammenziehung des doppelten ‚morgen'.
nächtzig ‚des nachts': In Oberscheffl. nechtschi ‚nächtens'.
niemes ‚niemand': Wortbildung, die sich schriftsprachlich nicht durchgesetzt hat.
nori mach dich nori ‚eile, mache das du zu uns kommst': nori ist kein Verb, wie ‚eile' vermuten läßt, sondern Steigerung von nahe, mhd. nâr ‚näher' + Endung -ig, mundartl. -i. noere macha auch im Ostfränkischen[64]).
pampen ‚cacare', d. h. kacken. In der Kindersprache noch erhalten. So auch in Oberscheffl.
plattenweis ‚an einigen Orten': Oberscheffl. ‚zeitweise, stellenweise'.
rass, ranke ‚ein böses Mädgen': zu mhd. rassen ‚toben'[65]); vgl. Rassel. ranke dürfte nicht die norddeutsche ‚Range' sein; eher verschrieben für randel ‚Gassenläuferin'.
Schnallen ‚sind die Kirschen, sie sind noch nicht zeitig': so auch in Oberscheffl. ‚unreif gebliebene Kirschen'.
Schröck, es leitet Schröck ‚die grose Glocke läutet': die Schreckglocke, mit deren Läuten abergläubische Vorstellungen verbunden sind[66]).
Sims ‚das vorstehende an dem Fenster': es verwundert, daß dieses schriftsprachliche Wort hier aufgenommen ist.
Söhnerin ‚des Sohns Frau': das im Südfränkischen übliche Wort, das heute nur noch auf dem Land vorkommt.
Tauben Kröpfgen ‚Feldsalat'. -kröpfe in Oberscheffl.
trum ‚ein End des Garns': die in der Schriftsprache verlorene Einzahl von ‚Trümmer'. Auch in Oberscheffl.
untergestern ‚vorgestern': fehlt in Oberscheffl.
urtriz ‚mislaunisch': mhd. urdriuze, -drütze ‚Unlust erregend'. Fehlt in Oberscheffl.
vorsäez ‚besuch, visite': die fränkisch-schwäbische Spinnstube[67]).
Wängner ‚Wagner': Oberscheffl. Wägler.

wecher ‚wahrlich': Oberscheffl. weger (mit stimmhaftem Reibelaut g).
weffe ‚ein Haspel': das ostfränkische Wort ‚Weife'[68]). mhd. wevel, wefel ‚der Einschlag beim Gewebe'.
der zehren ‚der zehnde': sowohl das Zahlwort als auch die Abgabe. Zährn in Oberscheffl.; zeernd Bruhrain[69]).
zsendanne ‚zusammen': Im Alemannischen ist z(s)ämme, zentumme, zentane zwar gut belegt[70]). Das Wort ist aber 1. auf den Süden beschränkt, 2. stimmt seine Bedeutung ‚überall' nicht zu ‚zusammen'. Dieser Sachverhalt zwingt, eine selbständige Entwicklung im Fränkischen anzunehmen, etwa zesammt + annen[71]). Oder sollte ‚Zent' (Gerichtsbezirk, Gerichtsversammlung) im ersten Teil stekken?
zundern essen ‚zu 4 Uhr Essen': das alte südfränkische Wort für heutiges ‚vespern', als Subst. und als Verb; mhd. ze undarn; von mhd. undermâl ‚Zwischenmahlzeit' unterscheidet sich unser Wort durch das angewachsene z der Präposition; „zwischen Mittag- und Nachtessen schiebt sich das Zundernessen ein, heute (um 1930) Vesper genannt: Brot mit Käse oder Klumpen (weißer Käse)". Oberschefflenz[72]).

*

Bei der Beurteilung von Grubers Aufzeichnungen ist zu beachten, daß sie vor der Veröffentlichung der Entdeckungen von Rask, Bopp und Grimm liegen; Gruber ist rund ein halbes Jahrhundert älter als diese. Sichtlich war er bemüht, der Behörde in Karlsruhe seltsame Wörter vorzusetzen, auch wenn deren Herkunft ihm nicht bekannt war; denken wir nur an Adach, buhetli, Grosdeinmelde, hämig oder Kums(t).
Obwohl er sich bewußt ist, daß es Mundartwörter sind, hängt er ihnen ein schriftsprachliches Mäntelchen um, so wenn er Verben wie Substantive mit der Endung -en versieht. Merkwürdig sind die Plurale auf -s wie Gebeers, Geziefers, Mädgens; er hat sie in Mosbach nicht hören können. Auch seine Schreibung ist manchmal inkonsequent; so schreibt er Bogenkäez, aber kaez, dann wieder Vorsäez, offenbar Kreuzungen von deutsch ä und Lat. ae.
Der geographischen Lage von Mosbach entsprechend sind die meisten Wörter süd- oder rheinfränkisch, andere aber ostfränkisch, wie sich mehrmals beobachten ließ. Weniger erbringt das Verzeichnis zur öfter erörterten Frage der Verwandtschaft zwischen Alemannisch und Ostfränkisch (vgl. anschnauen, cumlich, biezeli, Matte). Mundarträume werden meistens durch ihren Lautstand abgegrenzt; durch den Verkehr überspringen die Wörter leicht die Lautgrenzen. So können auch schwäbische Wörter in fränkische Umgebung eindringen.

Anmerkungen

[1]) Generallandesarchiv Karlsruhe 166/140, Bl. 28v/29r. A. *Frank,* Wie sah es in Mosbach vor 180 Jahren aus? In: Bad. Heimat 1981, S. 283ff.
[2]) Sohn des Oeconomus et Provisor fisci acad. In: Matrikel der Universität Heidelberg, 4 (1903) S. 198 mit Anm. 2 und S. 202 mit Anm. 4.
[3]) E. *Roedder,* Volkssprache und Wortschatz des bad. Frankenlandes, dargestellt auf Grund der Mundart von Oberschefflenz, New York 1936. Das Wörterbuch S. 321ff. Die Seitenzahlen sind nur in Ausnahmefällen angegeben.
[4]) Badisches Wörterbuch, hg. von E. *Ochs,* K. F. *Müller* und G. W. *Baur* 1925ff., Bände I und II, A—K und P, T, V; Bd. III bis Lief. 42.
[5]) Schwäbisches Wörterbuch, hg. v. H. *Fischer* und W. *Pfleiderer,* Bd. 1—6b, 1904—1936.
[6]) Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Karte XII, 7, bearbeitet v. H. *Steger,* 1981.
[7]) *Frank* (wie Anm. 1) S. 285.
[8]) F. *Meszmer,* Alte Mosbacher Entwässerungsdolen. In: Rhein-Neckar-Zeitung Heidelberg (RNZ) 1974, 27. Febr. (mit Karte). A. *Frank,* Der Mosbacher Marktbrunnen und seine Erneuerung, 1974 (mit Ausschnitt aus einem Archivplan der Attauchen). E. u. D. *Brüche,* Das Mosbach-Buch, 1978, S. 278. P. *Waibel,* Attauch, ein altes Mosbacher Wort, RNZ 1./2. 12. 1979, S. 33.
[9]) *Abetuch.* Urkunde (Mutscharungsbrief) des Speyrer Bischofs Raban von Helmstädt, 1420 (Privatbesitz). Freundl. Mitteilungen von G. *Riederer,* Hochhausen-Hassmersheim.
[10]) Oberrheinische Stadtrechte. I. Abt. Fränkische Rechte, S. 318: *abeduchen.*
[11]) K. *Schramm,* Mainzer Wörterbuch [3]1966, S. 17.
[12]) Deutsches Rechtswörterbuch, Bd. 1, S. 418f. W. *Crecelius,* Oberhessisches Wörterbuch S. 17f. Südhess. Wörterbuch, Bd. 1, Sp. 13f. *Staub-Tobler,* Schweizerisches Idiotikon I Sp. 165f. Rheinisches Wörterbuch I, Sp. 63f. und andere.

[13]) Th. *Frings* u. G. *Müller*, Germania romana I (1966) S. 129; II (1968) S. 92f.
[14]) Bad. Wb. (wie Anm. 4) I 19 und 45.
[15]) I 47 und I 58. [16]) I 60, [17]) I 70.
[18]) W. *Hampele*, in: Heimatbuch Michelbach a.d. Bilz (1980) S. 402.
[19]) Bad. Wb. I 170, [20]) I 240, [21]) I 239, [22]) I 279
[23]) Rhein. Wb. (wie in Anm. 12) I 1103.
[24]) *Hampele* (wie Anm. 18) S. 398.
[25]) Schwäb. Wb. (wie Anm. 5) 1, 1169.
[26]) Bad. Wb. II 369, [27]) I 149, [28]) I 492.
[28a]) H. *Mangold*, Die Mundart von Adelsheim (1930), S. 25. [29]) Bad. Wb. I 74, [30]) I 867.
[31]) *Hampele* (wie Anm. 18) S. 399.
[32]) Bad. Wb. 87, [33]) II 258, [33a]) II 270, 2, [34]) II 294, [35]) II 301, [35a]) I 134 (Beere), [36]) II 326, [37]) II 355, [38]) II 363; Südhess. Wb. II 1405.
[39]) Bad. Wb. II 411.
[40]) *Hampele* (wie Anm. 18) S. 402.
[41]) Bad. Wb. III 172; vgl. E. *Roedder*, Das südwestdeutsche Reichsdorf in Vergangenheit und Gegenwart (1928) S. 331.
[42]) Bad. Wb. II 438, [43]) Ebd. II 453, [44]) II 455, [45]) II 490, [46]) II 501.
[47]) H. *Marzell*, Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen III 152; Schwäb. Wb. 2, 138.
[48]) Bad. Wb. II 253, [49]) II 544, 546; vgl. ebenhämmig I 622, [50]) II 578.
[51]) B. *König*, Heimatkundl. Zulassungsarbeit 1960 (Masch.) u. H. *Schäfer*, Flurnamen von Mosbach, 1962 (Masch.), S. 25 „Hebled"; dazu Häbleichet in Adelsheim: *Mangold* (wie Anm. 28a) S. 42 u. 49.
[52]) *Hampele* (wie Anm. 18) S. 399.
[53]) Bad. Wb. II 636, [54]) II 671, [55]) II 570, [56]) II 772.
[57]) H. *Schmitt*, Weinheimer Wortschatz ([2]1981) S. 68. Bestätigt durch Bad. Wb. III 240, 1b.
[58]) Bad. Wb. III 103. [59]) *Roedder*, Reichsdorf (wie Anm. 41) S. 370.
[60]) Mangold (wie Anm. 28a) S. 35.
[61]) Schwäb. Wb. 4, 1285 u. 6, 2484, auf die mich G. W. *Baur* (Freiburg) freundlich hinweist.
[62]) Adelsheim (wie Anm. 28a) hat Lärweli ‚mißratene Obstfrüchte'.
[63]) *König* und *Schäfer* (wie Anm. 51).
[64]) *Hampele* (wie Anm. 18) und Schwäb. Wb. 4, 1880.
[65]) K. *Schramm* (wie Anm. 11) S. 65.
[66]) Schwäb. Wb. 5, 1134.
[67]) Bad. Wb. II 208.
[68]) *Kluge-Mitzka* [19]848.
[69]) O. *Heilig*, F. J. Mones Bruhrainisches Idiotikon, in: Neues Archiv Heidelberg (1905) S. 166.
[70]) Dank für frdl. Mitteilungen von G. W. *Baur*, Freiburg. E. *Ochs* scheint für zentane die Ableitung von Zent (Gerichtsbezirk, Gerichtsversammlung) erwogen zu haben. Da Mosbach Sitz einer Zent war, hat diese Ableitung einiges für sich. Auch beim Antreten der Zentmannschaft könnte das Wort als Kommando gebraucht worden sein.
[71]) Bad. Wb. I 58.
[72]) *Roedder* (Reichsdorf, wie Anm. 41) S. 331.

Anfänge und Entwicklung der Mundartliteratur im badischen Frankenland

Peter Assion, Marburg/Walldürn

In Mundart zu dichten hat in Baden eine lange Tradition, ja durch Johann Peter Hebel und seine vielbewunderten, zur Nachahmung reizenden „Alemannischen Gedichte" (1803) gilt Baden geradezu als „Wiege" der gesamten deutschen Mundartdichtung: ein Ruf, der zumal für einheimische Hebel-Nachfolger Verpflichtung war. Dem großen Vorbild folgend dichteten sie ihrerseits in der alemannischen Mundart oder übernahmen dessen Themen, um sie recht früh auch schon im pfälzischen Idiom zu variieren[1]). Die pfälzische Mundartdichtung empfing außerdem durch Karl Gottfried Nadler (1809—1848) kräftige Impulse, so daß die besinnliche Daseinsbetrachtung und das Natur- und Heimatlob nicht allein vorherrschend blieben, sondern auch der humorvollen Darstellung menschlicher Schwächen und Verhältnisse ihr Recht wurde.

Um so merkwürdiger wirkt es da auf den ersten Blick, daß sich eine badische Landschaft erst recht spät dazu anregen ließ, die Szene badischer Mundartdichtung mit eigenen Beiträgen zu bereichern: das Frankenland. Es sei „bisher auf diesem Gebiet verschwiegen" gewesen, stellte 1933 Hermann Eris Busse fest, um mit um so größerer Freude — Busse hatte das Frankenland gerade für sich und die Leser der „Badischen Heimat" entdeckt — mitteilen zu können, daß „die letzten Jahrzehnte . . . auch der Mundartdichtung im . . . badischen Frankenland Seelen erweckt" habe[2]). Warum so spät? Die Antwort enthält Busses Aufsatz indirekt. Wenn Odenwald, Bauland und Taubergrund mit ihren landschaftlichen Reizen und kulturellen Reichtümern erst einem breiteren Publikum bekannt gemacht werden mußten, dann waren sie vorher unbekannt oder gar verkannt und mißachtet gewesen. Dann hatten es die Franken „von dahinten" auch schwerer als andere Badener gehabt, Selbstbewußtsein zu entwikkeln und kulturelle Identität zu behaupten.

Beides aber wären Grundvoraussetzungen für eine blühende Mundartdichtung gewesen. Dichtung in der heimischen Mundart ist immer auch Bekenntnis zur angestammten Landschaft und ihrer Bevölkerung und setzt regionales Selbstwertgefühl voraus. Daran hat es im Frankenland lange gefehlt, was nicht Schuld der Franken war, sondern derer, die entlang des Rheines von „badisch Sibirien" sprachen, sich über das „Hinterland" erhaben fühlten und auch die alemannische und pfälzische Mundart für schöner hielten als die Dialekte von jenseits des Neckarknies.

Von der Abwertung des Odenwäldischen gibt es ein frühes Zeugnis. 1808 verfaßte der Mosbacher Amtsphysikus Dr. Gruber (geb. 1744) eine medizinisch-topographische Be-

schreibung des Physikats Mosbach und Eberbach[3]), in die auch ein Verzeichnis von 86 Dialektwörtern — hochdeutsch glossiert — eingeschoben ist. Mit diesem Wörterverzeichnis kann man immerhin den Beginn der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Odenwälder Mundart datieren, und als kleine Sensation ist entsprechend die Entdekkung dieser Aufzeichnung gewertet worden[4]). Einleitend schreibt Dr. Gruber jedoch: „unsere Sprach dahier ist äußerst hart, unmusicalisch". Und als Merkmal sprachlicher Eigenart führt er an, daß das „s" wie „sch" gesprochen werde. Daß im Odenwald und zum Teil im Bauland ein Haus ein „Hausch", eine Gans eine „Gansch" und eine Maus eine „Mausch" ist, hat in der Tat etwas Auffälliges[5]) und wird bis heute gegen den Franken gekehrt, vor allem mittels des Spottnamens „Gänschmauscher", den Karl Hofmann so erklärte: „Durch eine Zusammensetzung der beiden im Munde des Ostfranken dem Ohre des Pfälzers auffallend erscheinenden Tiernamen ‚Gänsch' (= Gänse) und ‚Mausch' (= Maus) nannte der rheinfränkische Pfälzer seinen ostfränkischen Bruder einen ‚Gänschmauscher', d.h. einen, der statt Gäns und Maus ‚Gänsch' und ‚Mausch' spricht. Eine Weiterbildung dieses Wortes ist der Ausdruck ‚Gänschmauscherland', der zur nämlichen Zeit ... gedieh"[6]), d.h. im 19. Jahrhundert, als „Hinterländer" und Pfälzer sowie Alemannen in den Garnisonen zu Heidelberg, Mannheim, Bruchsal und Karlsruhe aufeinandertrafen[7]).

Eine besondere Pioniertat bedeutete es vor diesem Hintergrund, ein längeres Textstück in fränkischer Mundart zu veröffentlichen. Dies geschah durch die Wertheimerin Amalie Baader (1806—1877), die in ihrer Heimatstadt den badischen Beamten Bernhard Baader (1786—1859) kennengelernt hatte und diesem nach Karlsruhe gefolgt war, wo Baader seit 1832 als Finanzrat wirkte[8]). In seiner Freizeit betätigte sich Bernhard Baader eifrig als Sagensammler, was ihn mit Franz Joseph Mone in Verbindung brachte, der im „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit" Vorabdrucke dieser Sagen veröffentlichte. Amalie Baader aber schrieb ein Stück in Wertheimer Mundart, das Mone innerhalb einer Serie „Teutsche Mundarten" abdruckte[9]). Es hat ein Hochwasser zu Wertheim zum Thema und läßt die Einwohner ihre Bestürzung äußern über die Gefahr.

Doch auch erste zaghafte Versuche, in der fränkischen Mundart zu reimen, gab es schon zu dieser Zeit. Sehr beliebt ist bis heute in Walldürn ein Mundartgedicht, das die „Hannelschaft", d.h. den Hausierhandel, der „Dürmer" (Walldürner) beschreibt: das Herumziehen mit selbstgefertigten Zucker- und Wachswaren und das beredte Anpreisen dieser Artikel, von deren Verkauf einmal ein Großteil der Bevölkerung lebte[10]). Dieses Gedicht wurde gerne bei heiteren Anlässen — auf Hochzeiten oder bei Fastnachtsvergnügungen — vorgetragen und ist nur abschriftlich, nicht gedruckt weitergegeben worden, wobei als Verfasser Viktorin Kieser verbürgt wurde: ein junger Walldürner, der demnach als erster „Mundartdichter" des Frankenlandes gelten darf[11]). Kieser (1835—1854) war der Sohn des Kaufmannes und Bürgermeisters Felix Anton Kieser und besuchte — ehe er als noch nicht Zwanzigjähriger einer Krankheit erlag — das Gymnasium zu Tauberbischofsheim, wo er auch seine Mundartverse zu Papier gebracht haben soll. Sie seien hier nach einer Aufzeichnung von 1936 im Heimatmuseum Walldürn wiedergegeben:

Die Dürmer uff der Hannelschaft.

‚S' is doch e luschdis Völkle
Mit der Manne uffem Kopf,
Un ihrn Hiemel trübt ke Wölkle,
Laafe dun se wie en Dopf.

Sunnestäche, Stormwind, Rächeweeder,
Alles dud en nix,
Uff de Markt geh'n se mit Leeder,
Schwöfelhölzli, Stiffelwix.

Do werd g'schmuust un do werd g'hannelt,
Früh un spood, an em Stück fort,
Un wenn eens nit weit d'vou wannelt
Ruffe sem mit lautem Woort:

O herzier Vedder, geht doch haare
Un kaaft mer a e Lebküchle aab.
Zwä for'n Kröizer, wolfle Waare,
Fascht zu gäwwe net erlaabt.

Alles könnt 'r vun mer häwwe,
Feini Wackschtöck, grouß un kleen.
Bildli konn i jedem gäwwe,
Haasche, Kühli mit vier Been.

Schühli, Schtrümpfli, schöni Herzli,
Zückerli, Hünggeli, Schtörch un Gensch,
Sechsers, Batzes, Kröizers Körzli,
Fedderbücksche, Rouschekränz.

For en Kröizer fuffzich Schiffli,
Schießerli kriegt 'r zwanzig mehr,
Un des gäww i öich schriftli,
Schmakke dun se öich re-icht sehr.

Drümm ge-iht her un kaaft recht fläßli,
Schenke du i's öich fors Geeld —
Geeld for'n Kaffi, un dann räs' i
Widder nei die Dürmer Weeld.[12])

Viktorin Kieser aus Walldürn als Gymnasiast 1852 in Tauberbischofsheim. Er verfaßte das offenbar erste Gedicht in badisch-fränkischer Mundart: „S'is doch e luschdis Völkle ..." (Silhouette in Besitz von W. Kieser, Heilbronn). Repro: H. W. Strobel

(Manne = Tragkorb; Dopf = Kreisel; wolfle = wohlfeil; Schiffli, Schießerli = ein Walldürner Anisgebäck.)

Möglich, daß der Erfolg dieses Gedichtes Kieser ermuntert hätte, noch weitere mundartliche Milieuschilderungen zu verfassen, wenn er nicht so früh gestorben wäre. An seinen Versen gefielen Reim und Rhythmus in ihrer unkomplizierten Verbindung mit Wörtern und Sätzen der Alltagssprache: Vergleichbares war im Frankenland noch nicht gehört worden, und so nimmt es nicht wunder, daß „Die Dürmer uff der Hannelschaft" auch außerhalb Walldürns auf Interesse stießen und etwa auch in Buchen gerne öffentlich vorgetragen wurden[13]). Artverwandt war ein anonymes Geburtstagsgedicht von 1872 in Königheimer Mundart, in dem allerhand schmackhafte Genüsse, „Quätscheblaaz" (flacher Zwetschgenkuchen) usw., beschrieben wurden und das im September 1919 in den „Fränkischen Blättern" abgedruckt wurde: einer Heimatbeilage zum „Bauländer Boten" (Adelsheim), in der Karl Hofmann (vgl. unten) der fränkischen Mundartdichtung seit 1919 ein Forum gab und seit dieser Zeit auch eigene Mundartbeiträge abdruckte.

Hermann Eris Busse hat später einen scharfen Trennungsstrich gezogen zwischen „den auch im Frankenland nicht seltenen mundartlichen Reimern von Witzen und Pasquillen" einerseits und Dichtern, die sich „würdig den besten Nachfolgern des klassischen Mundartdichters Johann Peter Hebel" anreihten[14]). Damit deutete er zumindest an, daß es ältere Gehversuche einer fränkischen Mundartdichtung gab, und außer Kieser bleibt hier vor allem noch der Buchener

Adam Bauer (1820—1899) zu entdecken, der um 1870/80 eine flotte Feder führte und es zu beachtlichen Eigenleistungen brachte, die nicht nur an Hebel gemessen werden sollten. Bauer war Humorist, aber einer mit politischem Anspruch, der mit Mundartgedichten in den badischen Kulturkampf eingriff und seinen Odenwälder Landsleuten — er selber hatte es zum badischen Justizbeamten und 1872 zum Archivar und Bürodirektor bei der zweiten Kammer des badischen Landtags in Karlsruhe gebracht — im „Landesblättle" einige liberale Wahrheiten gesagt zu haben scheint. Das erfahren wir aus seinem Gedicht „E Räs' uf Buche", wo er sein Gedicht „D' Bumbje" zitiert und den Buchener Kronenwirt wie folgt agieren läßt:

„Adam geh jetzt nei da Bettle!"
— Sächt de Ludwig — „ja du Louscher,
Dei Gedicht im Landesblättle
Über „D' Bumbje" hots ganz Schtädtle
Arg verzörnt, es is net kouscher.
„Der Freckling", sagesch, „treibt norr Schpuze
Un will d' Buchemer Berger uze."

Vor dem Zorn der Buchener floh Bauer — jedenfalls seinem karikierend übertreibenden Gedicht nach — im Nachtzug nach Bruchsal zurück, um seiner Frau das Erlebte zu berichten und ihr schelmisch in den Mund zu legen:

„Des geiht widder e schöi Gedichtle
Oder e Korreschpondenzberichtle
Ganz im Oudewälder Schtiel."

Vielleicht gelingt es noch, aus der Tagespresse jener Jahre diese verschollenen Mundartgedichte zu erheben und auch jenen gegnerischen Artikel im klerikalen „Pfälzer Boten" zu finden, auf den Bauer in „E Räs' uf Buche" anspielt. Allgemein bekannt ist von ihm nur noch „D' Buchemer Eischebohn"[15]) — ein Mundartgedicht zur Eröffnung der neuen Eisenbahnstrecke 1887 von Seckach über Buchen nach Walldürn. Bauer beleuchtet darin die Vorgeschichte des Eisenbahnbaues und macht sich über die Begeisterung der Odenwälder lustig:

D' Eischebohn! — Jeß' Maria und Joseph
mei Läuit!
Sie kimmt jo wie vom Himmel ra gschneit.

Verletzen wollte Bauer mit seinem Spott freilich niemand — das zeigt schon der Umstand, daß er sich als „Spazemorlesch Adam" selbst zu einer Figur seiner Gedichte machte und sich und seinen Buchenern eine Urwüchsigkeit zuschrieb, die er im Grunde bejahte. Letzteres vielleicht um so mehr, als er Städter geworden war und er sich bei der geistigen „Räs' uf Buche" nur allzu gerne in das heiter-natürliche Leben seiner Jugend zurückversetzte.

Bemerkenswert ist, daß um die gleiche Zeit die Mundart auch in die Buchener Lokalzeitung eindrang und die liberale Redaktion des „Buchener Anzeigers" etwas ähnliches versuchte wie Bauer: ihre Leser in ihrer ureigenen Sprache politisch anzusprechen. Das geriet dann freilich zur handfesten Satire, so wenn als „Folgen der Wahlvorbereitung" (der katholischen Partei, versteht sich) am 16. September 1871 folgende Überlegungen eines „schwarzen" Wählers der Lächerlichkeit preisgegeben wurden: „mer messe uns an die Schwarze halte, sunscht sen mir verlohrn; dann die Routhe mache uns lutterisch in eme halbe Johr; dernochtert genn mir uff Bettijeh! — Buschdeebli wohr!" (Bettijeh = Bödigheim, evangelische Pfarrei). Harmloser las sich am 28. März 1868 in der Unterhaltungsbeilage „Feierabend" die „Heemkehr zweer baulänner Schneppejäger vum Obendstrich": ein Dialog zwischen Fritz und Jörg, die vergeblich auf die Schnepfenjagd gezogen waren. Fritz: „Desch wesch der Teiwell, wasch desch Johr mit de Schneppe isch!" Jörg: „Nergendsch in der gansche Gegend kan Schuß!" Fritz: „Jetsch dappe mer ebber schunn siebbe Obend rausch und All nicht!" Jörg: „Möcht nur wische, wo die Luder stecke!" In diesem Stil geht die Unterhaltung weiter, und die Eingeweihten werden herz-

lich gelacht haben über die beiden Jäger, deren Maul größer als ihr Jagdglück war.
Zu ihrer eigentlichen Höhe führte dann Jacob Mayer (1866—1939) die Buchener Mundartdichtung empor. Mayer war Inhaber eines Textil- und Modewarengeschäftes in der Marktstraße und gehörte der jüdischen Gemeinde Buchens an[16]), von deren Mitgliedern es in einem Erinnerungsbericht heißt: „Die Juden meiner Vaterstadt stellten ein solides kleinstädtisches Bürgertum dar, in jeder Weise verwachsen mit der übrigen Bevölkerung, an den Freuden und Leiden des Gemeinwesens lebhaft Anteil nehmend"[17]). Für Jacob Mayer galten diese Bemerkungen ganz besonders. Er liebte „sein Buchen" wie kein zweiter, ja galt selbst als „ein Stück Alt-Buchen", dessen Stimme er in Mundartgedichten und -liedern unverwechselbar zu Gehör brachte. Aus eigenem Erleben und in der ererbten „alten Sprooch" schilderte er die Buchener Volksfeste: den Schützenmarkt, die „Faschenaacht" (Fastnacht), „S' Buchemer Rodelfescht"[18]), und zwar so, daß sich der mitreißende Trubel des Massengeschehens dem Leser oder Hörer unmittelbar mitteilt. Dazu setzte Mayer den Refrain mit ein, unterlegte seinen Texten bekannte Melodien zum Mitsingen, setzte in den einzelnen Strophen treffsichere Pointen und verwandte weitere Stilmittel, die in der Mundartdichtung neu waren. In seiner Ballade „Bleckers Heimkehr", die den Verkauf und Rückkauf des Buchener Wahrzeichens beschreibt, kontrastiert er zum Beispiel in witziger Weise Hochsprache und Mundart und läßt einen Chor — Volkes Stimme — sarkastisch die Mißgriffe kommentieren, die der arme Blekker zu erleiden hatte:

Eine rohe Wildnis
Nannt' man sein Bildnis!
Weichen mußt' er solchem Kunstgezänk!
(Chor:) O! Kriech die Kränk![19])

Zugleich gelangen Mayer liebevolle Milieuschilderungen von heute auch volkskundlichem Wert: wie der Buchener „Gänschmarsch" — als fastnächtlicher Straßenumzug bekannt — ursprünglich ablief, erfährt man am besten aus seinem Gedicht „D' Buchemer Faschenaacht". Und dem Buchener Bezirksmuseum, das er tatkräftig förderte, widmete er folgende Verse:

Jacob Mayer, Buchens großer Mundartdichter und Liedverfasser, aufgenommen 1887 von dem Bödigheimer Fotografen Martin Hofert (Ausschnitt aus einem Foto in Visitformat im Bezirksmuseum Buchen).
Repro: Helmut Brosch

Do fehlt Euich ke Duuch un ke Kleed un ke Dasche,
ke Schtrouhnapf, ke Schüssel, ke Deller vun Zinn,
ke Haube mit bräti Bändermasche,
ke Leinegebilds in de Truhe dinn.
Do fehlt euich ke Diesch un ke Schtuhl un ke Bänkle,

ke Löffel, ke Gabel, ke Krug un ke Glaasch,
ke Spinnrad, ke Uhr, ke Schrank un ke Schränkle,
ke Zuber, ke Zääne, ke Stütze, ke Flaasch . . .[20])

Die völlige Identifizierung mit seiner kleinstädtischen Umwelt — vielleicht darf man sogar von Überidentifizierung sprechen und von hier aus auf die Tragik jüdischen Schicksals reflektieren — konnte Mayer freilich nicht von sehr bitteren Erfahrungen gegen Ende seines Lebens bewahren. Zu Beginn der dreißiger Jahre war er gezwungen, sein Geschäft aufzugeben. Er geriet in materielle Not, und als sich in der Nazi-Zeit die ausweglose Lage der Juden abzuzeichnen begann, setzte er seinem Leben selbst ein Ende.

Hatte sich Busse 1933 einen Hinweis auf Jacob Mayer versagt, so verzeichnete ihn immerhin noch 1939 Wilhelm E. Oeftering in seiner „Geschichte der Literatur in Baden"[21]), und dies, obwohl Mayer hauptsächlich für sein Buchener Publikum geschrieben und nicht den Anspruch erhoben hatte, auch draußen im Ländle Beachtung zu finden. Die mit ihm etwa gleichaltrige Wertheimerin Rosa Müller (1869—1944)[22]) sprach im „Wertheimer Jahrbuch" einen größeren Leserkreis an, und so nimmt es auch nicht wunder, daß bei ihr Reflexionen über die so eigenartige fränkische Mundart wiederauftauchen und deren Verteidigung den Inhalt eines ganzen Gedichtes ausmacht:

Mir Leut vom boodische Frankeland,
Do hinne om Maa- und Dauwerschdrand,
Mir howwe sou e ganz eicheni Schbrooch,
Un die, die mecht uns sou leicht kaans noch:
E weni bräät, un e weni lang —
s werd manchem, wenn er sie hört, ganz bang;
Owwer urgemüdli, un voller Witz,
Un voller Humor, un losie Schnitz,
Un e „li" und e „le" henkt oft hinnedroo,
Drüm hört sich die Schbrooch sou ganz haali oh[23]).

Den entscheidenden Beitrag zum unbefangenen Umgang mit der Mundart und zum Abbau von Hemmungen bei deren literarischem Gebrauch scheint jedoch die Mundartforschung geleistet zu haben. Bei der wissenschaftlichen Betrachtung der Volkssprache hatten Kategorien wie „schön" und „unschön" natürlich keine Gültigkeit, und diese Wertfreiheit war nicht nur Arbeitsprinzip in den Gelehrtenstuben, sondern wurde in den 1880er Jahren auch in die Breite vermittelt. Seit 1876 bereitete Georg Wenker (1852—1911) in Marburg den „Deutschen Sprachatlas" vor: ein gewaltiges wissenschaftliches Unternehmen, das mittels verschickter Fragebogen Mundartmaterial aus dem ganzen deutschen Reich erhob, um dann auf synchronen Kartenbildern die Verbreitung von lautlichen und syntaktischen Erscheinungen zu dokumentieren. Hatte das Unternehmen zunächst nur Preußen und die angrenzenden Gebiete Nord- und Mitteldeutschlands erfaßt, so war die Fragebogenverteilung 1886/87 auch auf Süddeutschland ausgedehnt worden[24]). Berühmt wurden so auch hier Wenkers 40 Beispielsätze: um vergleichbares Material zu gewinnen, waren von den Helfern — meist Schullehrer oder örtliche Honoratioren — diese immer gleichen Sätze mit zusammen 339 Wörtern in die Ortsmundart zu übersetzen, und wie etwa Bürgermeister Wilhelm Hildenbrand (1828—1919) in Walldürn diese Aufgabe meisterte, ist in der Zeitschrift „Alemannia" nachzulesen, wo im Anhang zu Hildenbrands „Volksüberlieferungen von Walldürn" diese Sätze in „Dürmerisch" abgedruckt sind[25]).

Diese „Volksüberlieferungen" in der „Alemannia" verdankten sich einem zweiten Fragebogen-Unternehmen: der Umfrage zur badischen Volkskunde, die 1894/95 von den Freiburger Germanisten Friedrich Kluge, Friedrich Pfaff und Elard Hugo Meyer im Großherzogtum veranstaltet wurde[26]) und ebenfalls — wenn auch im Rahmen eines größeren, volkskundlichen Konzeptes — nach mundartlichem Volksgut forschte. Während das beim „Sprachatlas" eingegangene und seit 1926 auf Karten veröffentlichte Material

heute vom „Forschungsinstitut für deutsche Sprache“ der Universität Marburg/Lahn verwahrt wird, liegt ein Großteil der Fragebogen-Bearbeitungen, die Kluge, Pfaff und Meyer gesammelt haben, daher in der Arbeitsstelle des Badischen Wörterbuches an der Universität Freiburg i. Br., um für dieses große Standardwerk ausgewertet zu werden. Im Vorwort zum ersten Band des „Badischen Wörterbuches“, das 1925 zu erscheinen begann, betonte der langjährige Bearbeiter und Herausgeber Ernst Ochs entsprechend: „Den Grund zu diesem Werke legte Friedrich Kluge, als er 1894 zusammen mit E. H. Meyer und F. Pfaff jene volkskundliche Umfrage ins Land schickte, deren Beantwortungen auch für den Wortschatz reiche Beute ergaben“[27]).

Im Gefolge dieser Bestrebungen belebte sich auch die regionale Mundartforschung — im Frankenland wie anderwärts — und, wie angedeutet, der literarische Mundartgebrauch. Die Kleinformen mundartlicher „Volkspoesie“ — Sprichwörter, Scherzsprüche, Tanzliedchen usw. — wurden aufgezeichnet und um größere Stücke mundartlicher Prosa ergänzt, die die Verfasser selbständig gestalteten, um damit bestimmte Ortsmundarten zu dokumentieren (analog zu den Wenkerschen 40 Sätzen und in später, freilich unbewußter Nachfolge Amalie Baaders, vgl. oben). Heute erfüllen Tonband-Nachschriften diesen Zweck. Da jedoch um 1900 noch keine modernen Hilfsmittel zur Verfügung standen, war immer auch der literarische Ehrgeiz der Autoren mitherausgefordert. So kam etwa durch Professor Emil Schmitt (1858—1947) ein Kabinettstückchen solcher Prosa zu Papier: ein Erlebnis mit dem sagenhaften „wilden Heer“, verfaßt in der Hettinger Heimatmundart Schmitts und bis heute immer wieder nachgedruckt[28]). Sagen und Märchen lieferten den bevorzugten Stoff zu solchen Textstücken. Von Schmitt gibt es auch eine mundartliche Gestaltung des Märchens vom Wolf und den sieben Geißlein („Dr Wolf un di süwe Dsigeli“) im Anhang zu seiner allerdings ungedruckt gebliebenen „Grammatik der Mundart von Hettingen“[29]), während Augusta Bender (1846—1924) aus Oberschefflenz in ihre Lebenserinnerungen einflocht, wie das „Hennele“ an einem „Piepskörnle“ starb und das „Gökele“ dann „mit 'm uff Kuppelishause g'fahre (isch), um es begrabe z' losse“: eine Variante des Grimmschen Märchens „Vom Tode des Hühnchens“ in Bauländer Mundart[30]).

Um die Sammlung solcher Texte, um eine systematische Erforschung der fränkischen Dialekte und auch um die Pflege der gereimten Mundartdichtung machte sich seit den 1890er Jahren dann ein Mann verdient, der heute zu Unrecht vergessen ist: Professor Otto Heilig (1865—1941). Zwar war er nicht der erste, der als Franke eine wissenschaftliche Arbeit zur fränkischen Mundart vorlegte. Dieser Ruhm gebührt H. Breunig mit seiner Tauberbischofsheimer Programmschrift „Die Laute der Mundart von Buchen und dessen nächster Umgebung“ von 1891. Otto Heilig war dafür jedoch ein Gelehrter, der sich für Jahrzehnte der Mundartforschung verschrieb und darüber hinaus die Ortsnamenforschung und die Volkskunde bereicherte, und zwar in ganz Baden[31]). Heilig entstammte einer Walldürner Beamtenfamilie. Er war wie sein Vater, der Amtsrevident Hermann Heilig, in Walldürn geboren worden, doch später dann — wohl aufgrund einer Versetzung des Vaters — nach Tauberbischofsheim verzogen und mit dem Tauberländer Dialekt aufgewachsen. Als Lehramtsanwärter widmete er diesem Dialekt seine erste wissenschaftliche Arbeit: eine „Laut- und Flexionslehre der Tauberbischofsheimer Mundart“ (1889/90), die er als Facharbeit einreichte und überarbeitet als „Grammatik der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes und der Nachbarmundarten“ 1898 gedruckt erscheinen ließ[32]). Hier findet sich Seite 194—198 eine ganze Sammlung mundartlicher Textproben nach der Volksüberlieferung, nach Emil Schmitt, H. Breunig u. a. Insbesondere aber darf die Grammatik als

Josef Dürr, Mundartdichter aus Tauberbischofsheim und Hauptrepräsentant der badisch-fränkischen Mundartdichtung, nach einem Foto von 1914, das Hermann Eris Busse 1933 in der „Badischen Heimat" erscheinen ließ (S. 5). Repro: H. W. Ströbel

Standardwerk badisch-fränkischer Mundartforschung gelten, wo erstmals — ohne daß auf umfänglichere Vorarbeiten zurückgegriffen werden konnte — ein Gesamtüberblick über die Lautentwicklung vom Mittelhochdeutschen bis zu den um 1900 im Frankenland gesprochenen Dialekten gegeben ist. Heilig gab dazu noch gesonderte „Beiträge zu einem Wörterbuch der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes" heraus (1894) und blieb als Lehrer in Kenzingen, Rastatt, Karlsruhe und Mannheim der Sprach- und Heimatforschung verbunden, ja auch noch im Ruhestand, den er bis zu seinem Tod 1941 im Spital in Walldürn verbrachte.

Was die Mundartdichtung betrifft, so liegt Heiligs Verdienst in der Förderung, die er dem Werk des Tauberbischofsheimer Dialektdichters Josef Dürr (1877—1917) angedeihen ließ: des bekanntesten und geschätztesten der fränkischen Autoren, die in Mundart schrieben und die dann auch die (oben zitierte) Wertschätzung Busses errangen. Dürr schrieb eine Vielzahl meist umfänglicher Mundartgedichte, ohne sich noch selbst um deren Druck kümmern zu können: 1916 wurde er zum Kriegsdienst eingezogen und mußte bei Paschendaele in Flandern 1917 sein Leben lassen. Sein Werk wäre wohl erst spät oder nie ans Licht gekommen, hätte sich nicht Otto Heilig darum gekümmert. Von der Witwe Dürrs übernahm er dessen reichhaltigen Nachlaß und gab schon bald nach dem Krieg die Gedicht-Auswahl „Schlehe un Hasselnüß" (Camburg/Saale 1919, 2. Aufl. 1951) heraus. Um Dürr in ganz Baden und insbesondere bei den Mitgliedern des Landesvereins „Badische Heimat" bekannt zu machen, ließ er 1920 in der Reihe „Vom Bodensee zum Main" die Würdigung „Josef Dürr. Ein neuer badischer Dialektdichter" folgen. Diese Schrift enthält fünf weitere Gedichte Dürrs und einleitend einige Bemerkungen zu seinem Leben, zur Entstehung seiner Dichtung, zu deren Thematik und zu deren Sprache, wobei Otto Heilig u.a. schrieb: „Dürr ist ein trefflicher Schilderer echten Bauerntums und kleinbürgerlichen Wesens. Die Art seiner Dichtung erinnert an die des Pfälzers Nadler. Wie diesem, ist auch ihm die Darstellung des Volkes in seinem Denken, seinem Leben, seiner Ausdrucksweise Hauptziel. Daher verwendet er auch nur einheimische, volkstümliche, vielfach humoristisch gefärbte Stoffe; er bietet kein Wort, kein Bild, keine Redensart, die nicht bodenständig wäre"[33]).

Wir erfahren aus dieser Würdigung aber auch, daß Dürr an seiner Heimatmundart zeitweise „aus wissenschaftlichen Gründen" ein Interesse hatte, und dies legt die Vermutung nahe, daß Heilig und Dürr schon länger

miteinander in Verbindung standen und daß es Heilig als der ältere gewesen sein könnte, der Dürr in diesem Interesse bestärkte. Beide waren ja Tauberbischofsheimer: Heilig durch den Wohnsitz der Familie, Dürr als in Tauberbischofsheim geborener Bauernsohn. Und beide waren im Lehrberuf: Dürr zuletzt als Realschuldirektor in Sinsheim. Persönliche und fachliche Berührungen sind als sicher anzunehmen, und man möchte folgern, daß Heilig dann Dürr auch die poetische Richtung wies, die ihm selber — dem streng sachlichen Wissenschaftler — zu gehen versagt war. Zumindest dürfte Heilig einer der ersten Leser Dürrscher Gedichte gewesen sein und durch seinen Beifall den Landsmann zum Weitermachen ermutigt haben.

Das Vorbild Dürrs blieb dann sicher nicht ohne Einfluß auf Hans Anton Sack (1889—1966) aus Königshofen, der 1923 seinen Gedichtband „Aus Herz und Heimat" vorlegte[34]) und erstmals auch Spieltexte im Taubertäler Dialekt verfaßte[35]). Und es dürfte ebenso die Boxberger Wilhelm Kraft[36]) und Karl Hofmann[37]) und den Laudaer Karl Reichert[38]) bestärkt haben, sich dem Kreis fränkischer Mundartdichter zuzugesellen und ihre teils besinnlichen, teils derb-fröhlichen Verse zu verfassen. Nimmt man noch den Krautheimer Rudolf Weber[39]) und Adolf Weber aus Fahrenbach im Kreis Mosbach[40]) hinzu, so konnte nun in der Tat von einer „Verschwiegenheit" des Frankenlandes auf dem Gebiet der Mundartdichtung keine Rede mehr sein: eine Tatsache, der Hermann Eris Busse auch dadurch Rechnung trug, daß er 1927 in „Mein Heimatland" die neue fränkische Mundartdichtung sich mit prägnanten Beispielen vorstellen ließ[41]).

Eine ganze Reihe dieser Autoren verband bei ihrer Arbeit, was sich schon Jahrzehnte zuvor bei dem Buchener Adam Bauer angekündigt hatte: der wehmütige Blick zurück in die Jugendzeit und die Sehnsucht nach einer Heimat, die nicht mehr selbstverständlicher Besitz, sondern oft nur noch Erinnerung war. Berufsbedingt lebten viele außerhalb des Frankenlandes. Wilhelm Kraft, Adolf Weber und Karl Hofmann waren Hauptschul- bzw. Gymnasiallehrer, Hans Anton Sack kam als Landwirtschaftslehrer und schließlich Ökonomierat weit herum. Aber auch für die Ortsansässigen blieben Verlusterfahrungen nicht aus, änderten sich doch im 20. Jahrhundert die Lebensverhältnisse immer schneller und machten die Heimat fremd. Dem Mundartgedicht wuchs so die Aufgabe zu, das Bild der alten Heimat zu konservieren und heimatliche Werte weiterzugeben, von einem ausgewogenen Verhältnis zwischen Mensch und Natur zu berichten und von der Geborgenheit in verläßlichen zwischenmenschlichen Beziehungen. Mit dieser Aufgabenstellung und Thematik, die sich auch noch einige Nachkriegsautoren — zu nennen ist vor allem Franz Döhner aus Dörlesberg[42]) — zu eigen machten, ist die fränkische Mundartdichtung zu einem gewissen Abschluß gelangt. Ein neues Kapitel ihrer Geschichte könnte beginnen, wenn sich jüngere Autoren nun konsequent der Gegenwart stellen würden: die Mundart als „Medium der Lokalvernunft" nutzend und den Blick in die Zukunft gerichtet.

Anmerkungen

[1]) Vgl. *Otto Heilig,* Ein Gedicht in Stüberzenter Mundart aus dem Jahre 1824, in: Mein Heimatland 14 (1927), S. 199—202.

[2]) *Hermann Eris Busse,* In der Stulpe des badischen Reiterstiefels, in: Badische Heimat 20 (1933) (= Jahresheft „Das badische Frankenland"), S. 4—46, hier S. 15.

[3]) Vgl. *Adolf Frank,* Wie sah es in Mosbach vor 180 Jahren aus? „Moralische Topographie in Rücksicht der medicinischen Polizey" des Physicus Dr. Gruber, in: Badische Heimat 61 (1981), S. 283—301.

[4]) Die Entdeckung der gesamten Topographie erfolgte durch Dr. Paul Waibel, Karlsruhe, dem der Verfasser eine Fotokopie des bei *Frank* (wie Anm. 3) nicht abgedruckten Wörterverzeichnisses verdankt. Vgl. dazu den Beitrag Dr. Waibel in vorliegendem Heft.

[5]) Siehe dazu *Kurt Wagner*, Ein süddeutsches „Curiosum", in: Zeitschrift für deutsche Mundarten 18 (1923), S. 295 ff.

[6]) *Karl Hofmann*, Die Sagen des badischen Frankenlandes, 1. Aufl., Beilage zum Jahresbericht der Humboldtschule Karlsruhe 1911, S. 43 f.

[7]) Siehe dazu auch *Max Walter*, Der hintere Odenwald im badischen Volkshumor, in: Mein Heimatland 14 (1927), S. 321 f., der für „Gänschmauscher" eine zusätzliche Erklärung gibt.

[8]) Zu Amalie und Bernhard Baader siehe *Friedrich von Weech*, Badische Biographieen, Dritter Theil, Karlsruhe 1881, S. 7—11. Ein Porträt Amalie Baaders verwahrt das Mainfränkische Museum Würzburg.

[9]) Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit 7 (1838), Sp. 125—132.

[10]) Vgl. *Joseph Geißler*, Das Hausiergewerbe der Stadt Walldürn, in: Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Deutschland, 5. Band (= Schriften des Vereins für Socialpolitik, 81), Leipzig 1899, S. 121—144.

[11]) Die Erinnerung an Viktorin Kieser wurde in Walldürn mündlich weitergegeben. Zwei ältere Aufzeichnungen des Gedichtes besitzt das Heimatmuseum Walldürn. Davon ist eine ca. 1910 von Bürgermeister Wilhelm Hildenbrand niedergeschrieben worden, der folgenden Nachsatz anschloß: „Dies Gedicht hat Victorin Kieser von hier, Sohn des Kaufmanns Felix Anton Kieser hier, als er auf dem Gymnasium in Tauberbischofsheim war, gemacht." Von 1936 stammt eine maschinenschriftliche (oben in unserem Aufsatz wiedergegebene) Aufzeichnung (von Rektor Hans Eckstein?), wo sich ein entsprechender Nachtrag findet: „Der Verfasser dieses Gedichtes ist Viktor Kieser, ein Onkel des jetzt (1936) noch lebenden Fabrikanten Viktor Kieser; die Entstehungszeit wird etwa 1870 (!) sein. Das eben Gesagte sowie die oben stehende Fassung stammt von Theodor Ehemann, der das Gedicht aus eigenem Wissen, dann durch seine Schwester Lina, auch durch Ida Claes & Sophie Ziegler kannte; die ihm von seiner Schwester zugegangene Aufzeichnung hatte die Überschrift: Das Markttreiben der Walldürner. Die vorseits stehende Überschrift hat er selbst gewählt. Das Grab des Viktor Kieser sei auf dem alten Friedhof in Walldürn, links vom Eingang." — Von Viktorin Kieser erhielt sich außerdem bei Fabrikant Viktor Krämer eine Silhouette. Sie ist jetzt in Besitz von Werner Kieser (Heilbronn), dem für die freundliche Erlaubnis zur Herstellung eines Fotos gedankt sei. Das Bildchen trägt die Aufschrift: „Victorin Kieser sm. Bruder Heinrich z. f. E. Tbischofsheim 1ten August 1852". Dieser Bruder Heinrich (1831—1917) war später ebenfalls Bürgermeister von Walldürn. (Alle Daten nach dem Kieserschen Stammbaum in Familienbesitz sowie nach den Walldürner Kirchenbüchern.)

[12]) In der mündlichen Überlieferung folgt eine Schlußstrophe, von der nicht sicher ist, daß sie zur Originalfassung gehörte. Sie lautet: „Ja sou is un war des Völkle / dapfer un ganz uuscheniert / sen se uff der Schossee marschiert / schöö mit Sicherheitsnoodel de Roock dressiert / daß die Beeschelitze net mit Dreeck verschmiert."

[13]) Mündl. Mitteilung von Frau Bertha Schwing, Buchen, 1965.

[14]) *Busse* (wie Anm. 2), S. 15.

[15]) Abgedruckt in dem Stadtführer „Buchen und Umgebung" von 1912, S. 27 f., wo sich in dem Kapitel „Buchener Volkspoesie" auch „E Räs' uf Buche" (S. 23—26) sowie Gedichte Jacob Mayers (vgl. unten) finden. — Von Bauer dürfte außerdem das mit „Ad. Br." abgezeichnete Gedicht „De Arnberg brennt" stammen, das einen Schildbürgerstreich der Buchener beschreibt und im Dezember 1919 in den „Fränkischen Blättern" gedruckt wurde (vgl. *Oeftering*, wie Anm. 21, S. 169). Zur Tradition politischer Mundartdichtung in Baden vgl. *Oskar Haffner*, Vormärzliche politische Mundartdichttung aus Baden (= Vom Bodensee zum Main, 4), Karlsruhe 1920. — Auskünfte zu Bauers Beamtenlaufbahn werden Frau Dr. *Marie Salaba*, Generallandesarchiv Karlsruhe, durch Brief vom 22. 4. 1983 verdankt.

[16]) Zu Jacob Mayer siehe *Rainer Trunk*, Die jüdische Gemeinde Buchen, in: 700 Jahre Stadt Buchen. Beiträge zur Stadtgeschichte, Buchen/Odenwald 1980, S. 83—98, hier S. 96.

[17]) Zitiert nach *Trunk* (wie Anm. 16), S. 95.

[18]) Stadtführer „Buchen und Umgebung" (wie Anm. 15), S. 29—41. Nachdrucke in den „Buchener National-Liedern", einer ca. 1925 gedruckten Buchener Liedersammlung, sowie bei *August Maier*, Ein Repertoire Buchener Gemütlichkeit, in: Der Wartturm, Neue Folge 4 (1969), Nr. 11.

[19]) Stadtführer „Buchen und Umgebung" (wie Anm. 15), S. 36 f.

[20]) Zitiert nach *Emil Baader* (Hrsg.), Land und Leute des Amtsbezirks Buchen, Buchen 1928, S. 27.

[21]) *Wilhelm E. Oeftering*, Geschichte der Literatur in Baden, 3. Teil (= Vom Bodensee zum Main, 47), Karlsruhe 1939, S. 169.

[22]) Vgl. ebenda, S. 169. Rosa Müller veröffentlichte von 1920 bis 1937 im Jahrbuch des Historischen Vereins Alt-Wertheim e.V. Mundartgedichte und mundartliche Prosastücke und gab die Sammlung heraus: Soondkörnli un Müscheli, Wertheim 1937. Über Rosa Müller und ihren ebenfalls in Mundart schreibenden Vater Wilhelm Schneider (1841—1912) siehe *Otto Langguth*, Rosa Müller in memoriam, in: Jahrbuch des Histori-

schen Vereins Alt-Wertheim e.V. für die Jahre 1948/49, S. 35—37.

[23]) *Rosa Müller,* Die Werdemer Schbrooch, zitiert nach dem Abdruck bei *Kurt Bräutigam* und *Rudolf Lehr* (Hrsg.), Landuff, landab. Lebendige Mundart von der Pfalz zum Taubergrund, vom Main zur Murg (= Muddersprooch, 3), Karlsruhe 1981, S. 189.

[24]) Zum „Deutschen Sprachatlas" und seiner Geschichte vgl. die zusammenfassende Darstellung bei *Viktor Schirmunski,* Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten, Berlin 1962, S. 70—82.

[25]) *Wilhelm Hildenbrand,* Volksüberlieferungen von Walldürn. Nach dem Fragebogen zur Badischen Volkskunde aufgezeichnet, in: Alemannia 34 (1906), S. 255—279, hier S. 278f. („Es folgen 40 Sätze in Walldürner Mundart".)

[26]) Vgl. *F. Kluge, E. H. Meyer, F. Pfaff,* Fragebogen zur Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Baden, in: Alemannia 21 (1893), S. 301ff. Dazu *Peter Assion,* Mosbacher Sagen um 1900, in: Badische Heimat 54 (1974), S. 363—374.

[27]) Badisches Wörterbuch, bearbeitet von *Ernst Ochs,* Band I, Lahr 1925/1940, Vorwort.

[28]) Zuerst bei *Emil Schmitt,* Sagen, Volksglaube, Sitten und Bräuche aus dem Baulande (Hettingen), Beilage zum Programm der Höheren Mädchenschule zu Baden-Baden für das Schuljahr 1894/95, S. 5f.

[29]) Handschrift im Besitz der Arbeitsstelle des Badischen Wörterbuches an der Universität Freiburg i.Br.; eine Fotokopie im Besitz des Verfassers.

[30]) *Augusta Bender,* Auf der Schattenseite des Lebens. Jugendgeschichte einer Autodidaktin, Baden-Baden 1913, S. 29. Vgl. dazu die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Nr. 80. — Auch alle Ortsgeschichten, die seit den 1890er Jahren erschienen, enthielten nun einen Abschnitt über den „Volksdialekt" (vgl. schon *J. Berberich,* Geschichte der Stadt und des Amtsbezirks Tauberbischofsheim, ebenda 1895, S. 174f.) und Mundartproben, die gelegentlich als längeres geschlossenes Textstück erscheinen. Vgl. etwa *John Gustav Weiss,* Geschichte der Stadt Eberbach am Neckar, 2. Aufl. Eberbach 1927, S. 452.

[31]) Heiligs sprachkundliche Arbeiten finden sich — wie auch diejenigen anderer fränkischer Autoren — verzeichnet bei *Gerhard W. Baur,* Bibliographie zur Mundartforschung in Baden-Württemberg, Vorarlberg und Liechtenstein (= Idiomatica, 7), Tübingen 1978.

[32]) Leipzig 1898 als Band 5 der „Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten", hrsg. von O. Brenner. Ein fotomechanischer Nachdruck kam in Wiesbaden 1969 heraus.

[33]) *Otto Heilig,* Josef Dürr. Ein neuer badischer Dialektdichter (= Vom Bodensee zum Main, 5), Karlsruhe 1920, S. 1.

[34]) Vgl. *Emil Baader,* Hans Anton Sack. Kalendermann und Mundartdichter aus dem Taubergrund, in: Badische Heimat 39 (1959), S. 58—60; *Oeftering* (wie Anm. 21), S. 132.

[35]) *Hans Anton Sack,* Die Herbergssuche, ein Weihnachtsspiel, in: Mein Heimatland 14 (1927), S. 212—216.

[36]) *Oeftering* (wie Anm. 21), S. 169. Gedichte Krafts siehe u.a. in: Badische Heimat 20 (1933), S. 104, 281.

[37]) *Karl Hofmann,* Lieder und Mären aus dem Frankenland, Wertheim 1910; *ders.,* Frankenland ...! Lieder und Balladen, Karlsruhe 1932; *ders.,* Dehaam is dehaam. Gedichte in der Mundart des Umpfergrundes, Heidelberg 1938. Zu Hofmann vgl. *Oeftering* (wie Anm. 21), S. 132.

[38]) Vgl. *Busse* (wie Anm. 2), S. 15f.

[39]) *Rudolf Weber,* Krauthemer Sprüch. Gedichte in Krautheimer Mundart, Buchen 1927.

[40]) *Adolf Weber,* Gedichte und Prosas, Fahrenbach 1965.

[41]) Gedichte in rheinfränkischer (pfälzer) und ostfränkischer Mundart, in: Mein Heimatland 14 (1927), S. 202—205. Die Sammlung enthält Gedichte von Adolf Weber, Karl Hofmann, Josef Dürr, Karl Reichert, Wilhelm Kraft und Hanns Glückstein (Mannheim).

[42]) *Franz Döhner,* Heckenrosen. Bauern-Humor aus dem badischen Frankenlande, Wertheim o.J. (1949). — Es sei außerdem auf *Anton Wittemann* (Buchen), *Rosa Bechtold* (Götzingen) und *Hanne Assion-Bausback* (Walldürn) verwiesen. Im benachbarten bayerischen Odenwald und am Untermain machte sich *Fritz Ebescheid* (Amorbach) einen anerkannten Namen als humoristischer Mundartdichter. Siehe dessen Gedichtbändchen: Der lachende Odenwälder, Amorbach 1949; Der lachende Odenwald, Amorbach 1958.

Naturschutz

Wär's immer Sonneschein, nord giengt's
Bei manche Knospe schiefer,
Die dähte 's Opfer werre von
Gar manchem Ungeziefer.

E bißle trüb als, deß schad nix;
E G'witter duht die Blüte,
Die junge, wann-se's auch verzaust,
Vor Ungeziefer hüte.

Naturschutzg'setze macht der Mensch
For Sommer un for Winter,
Der liewe Gott, nach seinre Art
Sorgt der for seine Kinder!

Fritz Römhildt-Romeo
(Aus: „Schwertlilie")

Romeo — Fritz Römhildt, der ‚Klassiker' der Karlsruher Dialektdichtung

Er streute Juckpulver in die Fächerstadt

Hubert Doerrschuck, Karlsruhe

Pünktlich jeden Freitag — es war anfangs der Dreißiger Jahre — lieferte er auf der Redaktion in der Jollystraße das handgeschriebene Manuskript seiner Wochenendplauderei in Karlsruher Mundart ab, der ‚Dogder Diftler', damals schon ein alter Herr mit angegrautem Vollbart, sehr schlank, unauffällig, beinahe diskret und ohne viel Worte zu verlieren, im äußeren Erscheinungsbild und in der stillen Schlichtheit seines Wesens so gar nicht der volkstümliche Humorist, als der er den Karlsruhern seit vielen Jahrzehnten schon galt, eher ein Poet, liebenswürdig und gelassen, mit einem Wort: lächelnde Altersweisheit.

Uns eben Zwanzigjährigen, die wir mit Anfängereifer begierig die uns alles verheißende Redaktionsluft schnupperten, erschien er wie eine Gestalt aus der Vergangenheit, der wir selbstverständlichen Respekt entgegenbrachten. Schließlich waren wir mit seinen Musenkindern aufgewachsen, Karlsruher Musenkinder wohlgemerkt, die nicht nach dem Parnass strebten, aber doch wohl im badischen Greifenhimmel, der zwischen Frauenalb und Maxau nicht ganz so hoch ist, gut aufgehoben waren.

Wenn da von der Redaktion in der Jollystraße die Rede ist, so klingt das ein bißchen hochtrabend, denn aus mehr als einem Zimmer mit drei Schreibtischen bestand diese publizistische Brutstätte nicht. Mit der Tür fiel einer gleich dem ‚Chefredakteur' in die Hände. Der „Residenz-Anzeiger" war ja auch nur eine kleine Zeitung. Was sie jedoch von den damals noch bestehenden acht (!) anderen Karlsruher Tageszeitungen unterschied, das war ihre persönliche Färbung, ein beinahe familiäres Verhältnis zu ihren Lesern, geprägt von drei eigenwüchsigen Persönlichkeiten, dem Chefredakteur Julius Beeser, einem streitbaren Liberalen, der gern und oft ins kommunalpolitische Wespennest stach, dem Kulturpolitiker und Theaterkritiker Adam Röder, dessen Pseudonym „Monti" weithin über Baden hinaus Geltung hatte, und eben unserem ‚Dogder Diftler', dessen Wochenbrief in der Samstagausgabe Karlsruher Ereignisse humorvoll witzig glossierte. Von allen dreien war er der populärste, eine Karlsruher Institution geradezu, und hat mit seiner Gewitztheit, wie er den Briganten aufs gutmütig lästernde Maul schaute, am meisten dazu beigetragen, daß man zumindest am Samstag den „Resi" lesen mußte. Dieser Diftler streute Juckpulver in die Fächerstraßen, und ganz Karlsruhe schmunzelte, auch ‚Großherzog's' im Schloß, solange es sie noch gab.

„Juckpulver" war denn auch einer der Titel seiner beinahe jährlich erscheinenden Gedichtbände, mit denen er zum ‚Klassiker' der Karlsruher Dialektdichtung geworden ist, freilich nicht als Diftler, denn die spöttelnden Randbemerkungen zum Tagesgeschehen waren für ihn nur eine, wenn auch reizvolle Nebenbeschäftigung, sondern als — Romeo. Und wenn er auch mit dem Titelhelden des Shakespeare-Dramas nichts gemein hatte, zumindest nicht das Schmachtende und das Außersichsein des von der Liebe Getroffenen, so hat er doch, wie der unsterbliche Liebhaber das Theaterpublikum, gleichermaßen alle Brigantenherzen erobert, ein Karls-

Romeo, Fritz Römhildt

ruher Romeo, um den niemand weinte, weil er alle zum Lachen brachte, was ja auch viel bekömmlicher ist. Wie er auf das Dichterpseudonym Romeo kam, weiß man nicht mehr, vielleicht als Abwandlung seines eigentlichen Namens: Fritz Römhildt.

Die Römhildts galten etwas in der badischen Residenz, seit jenem Johann Heinrich Christian Römhildt (1726—1800), der, aus Meiningen kommend, 1750 als Steinhauermeister in Durlach seßhaft geworden war. Von drei Ehefrauen hatte er 23 Kinder. Das zwanzigste unter ihnen, der Sohn Johann Gabriel (1781—1860), kam schon im neugegründeten Karlsruhe zur Welt und brachte es als Hofschlossermeister zu Wohlstand und Ratsherrenwürde. Auch der nächste Römhildt in der Generationenfolge, Adolf Heinrich Römhildt (1826—1891), an den als Landesschützenmeister auf dem Schützenhaus im Hardtwald ein Denkmal erinnert, machte sich als Stadtrat um Karlsruhe verdient, vor allem als Präsident der Musikbildungsanstalt um das musikalische Leben der Stadt. Gleichermaßen mit der Musik hatte es sein ältester Sohn Adolf Römhildt (1853—1934), Kaufmann und Konzertsänger, ein Freund Felix Mottls und begeisterter Anhänger Richard Wagners. Das Musische, das sich in der Familie so gut mit unternehmerischer Tätigkeit verband, vererbte sich auch auf den jüngeren Bruder Adolfs, auf Fritz Römhildt (1858—1933), Kaufmann und Dichter also, indessen als Gründer einer Furnierfabrik in der Sophienstraße, wo heute die Lessing-Schule steht, doch mehr ‚Fawrikant', wie er sich selbst einmal titulierte.

Romeo hat also nie von seinen Musenkindern leben müssen, ebensowenig wie sein Freund Heinrich Vierordt, auch er, weil aus reichem Bürgerhaus, ein Poet aus Liebhaberei. Eine solche existenzielle Sicherheit gewährleistet natürlich Unabhängigkeit, befreit auch vom Zwang, produzieren zu müssen. Um so erstaunlicher Romeos „Lebenswerk", zwanzig handliche Bändchen, alle in mehrfacher Auflage, zum einen ein sprechender Beweis dafür, daß ihn die heimische Muse nicht nur gern und immer wieder geküßt hat, zum anderen die Bestätigung, wie gut er bei seiner Leserschaft ankam, wie beliebt er war, als Autor wie als Vortragender seiner eigenen Verse. Auch Leute, die für gewöhnlich kein Buch zu Hand nehmen, es sei denn das Scheckbuch oder das Telefonverzeichnis, den Romeo kannten sie alle; er gehörte sozusagen zur Familie. So konnte er auch schon zu Lebzeiten sein eigenes ‚Denkmal' feiern, was doch nur wenigen Dichtern beschieden ist, als nämlich am 14. Juli 1914 auf einem Waldweg im Albtal zwischen Frauenalb, dem Sommersitz Römhildts, und Herrenalb die „Romeo-Ruhe" eingeweiht wurde, eine Sitzbank auf einem Steinblock, errichtet vom Schwarzwaldverein. Natürlich hat Romeo auch darüber launig berichtet:

Gar mancher Dichter, der werd g'ehrt,
Doch duht er's net erlewe.
Sie duhn em's Denkmal meischdendheils
Bis nach seinm Dod uffhewe.

Da lob ich mir e' Denkmal, wie
Se neilich mir ein's g'weiht henn,
Mit dem die Herre vom Verein
Vom Schwarzwald mich erfreut henn.

Do war ich wenigschtens dabei
Und weiss die Ehrung z'schätze
Und kann mich doch bei Lebzeit jez
Schon uff mei Denkmal setze.

Doch net norr ich, a Dame, wo
Vom Schteige schwitze,
Die ruhe sich dort aus und duhn
Auf mein're Ehrung sitze.

Ursprünglich ist Romeo mit reiner Lyrik an die Öffentlichkeit getreten, wenngleich auch schon zu Anfang mit humorvoll satirischem Einschlag, etwa „Humoristische Gedichte" (1890), doch erst als er sich der Dialektpoesie zuwandte, kam der Durchbruch. Offensichtlich hat er anfänglich selbst nicht so recht geglaubt daran, liest man sein Gedicht „D'Karlsruher Mundart":

Was hab ich für mei Mutterschprach
Schon scharfe Lanze broche
Und manchem fade, blinde Hess
Den Schtahr im Aug drinn g'schtoche.
Des war e G'schäft, denn Dialekt

In d'Gsellschaft einzuführe,
Wie manchmal sinn mir g'schtanne als
Vor g'schlossene Salondüre.
Schtatt dass mer schtolz a uff e Kind,

Wo d'Vaterschtadt erzeugt hat,
Do hat mer d'Nas g'rümpft, wo ich mit
Meim Schützling mich gezeigt hab.

Hier irrte Romeo! Im Handumdrehen, salopp ausgedrückt, bejubelten die Karlsruher seine Schützlinge und waren stolz auf ihren Mundartdichter, der das Erbe der Karlsruher Dialektpoesie von Christoph Vorholz, dem Bäckermeister, dem Durlacher Ludwig Eichrodt und dem Verleger Friedrich Gutsch weitergeführt und, das darf man wohl sagen, zu einsamer Höhe gebracht hat. Ohne sich dem „Brigandedeutsch" zuzuwenden, die Kurt Kranich seinen Karlsruherischen Sprachlehrgang betitelte, wäre Romeo ein Lokaldichter unter anderen geblieben, mundartlich wurde er der Romeo! Indem er dichtete, wie dem Karlsruher der Schnabel gewachsen ist, erhielten seine Verse ihre ursprünglich durchschlagende Färbung, gewannen sein Humor Volksnähe und seine Pointen das Kurz und Bündige. Wie schlagfertig reagiert in „D'Seelemess" die resolute Witwe doch auf die Mahnung des Kaplans, der Seelenmessen für ihren Verstorbenen nicht zu vergessen:

Ach, sagt die Witwe, Herr Kaplan,
Ich hab e' gutes G'wisse,
Mei Mann werd in der Höll doch net
Jetzt ewich brotzle miese.

Weit iwer 1000 Mark hab ich
For d'Messe jetz schonn gewwe,
Unn dofür sollt mei armer Mann,
Schonn lang im Himmel lewe.

Ja, sagt der Herr Kaplan, er isch
Emm Himmel schonn verschriewe,
Norr mit die Füss, do isch er halt
Noch in der Höll drinn bliewe.

E' so e' g'sunde Mess vielleicht,
Die kennt enn vollscht erlöse!
Doch leider isch die Witwe nett
Mit eiverschtanne g'wese.

Sie sagt, Herr Pfarrer, duhn se jo
Net vor mein Mann mehr bitte,
Er hat bei Lebzeit alleweil
An kalte Füss schon g'litte.

So rechte gute warme Füss,
Dess duht mei'm Mann behage.
Wenns Owwerdheil schonn seelisch isch
Henn d'Füss net viel zu sage!

Man sieht, Romeo und Karlsruher Mutterwitz sind identisch.
Greift man hinein ins pralle Dichterwerk, so zeigen viele Titel wie „Pfefferkörner", „S'Spanisch Röhrle", „Senfpflaschter", „Grillefänger", „Hypochondergift" oder „Sorgebrecher" die Lust, den menschlichen Unzulänglichkeiten im Privaten wie in Amt und

Würden mit ironischem Spott zuleibe zu rükken, die anderen „Leuchtkugle“, „Tannenadle“, „Tautropfe“, „Waldmeischter“, „Albtal-Dischtle“, „Sonneblume“ oder „Herbstblumen“ seine Naturliebe und das Gemüthafte in ihm, aber nichts gerät ihm ins Sentimentale, ebensowenig wie ins Pathetische, gelegentlich allerdings ins Langatmige, aber immer bleibt er der schmunzelnde Chronist von Menschenunarten und Unarten der Zeitläufte, einer, der kein Blatt vor den Mund nimmt, und doch nie verletzend. Sein Sinnspruch für „Pfefferkörner“ verrät etwas von seiner gemütlichen Spottsucht:

Ich hab's zwar Pfefferkörner dauft,
Doch will es nix beweise,
S'isch Pfeffer drin, doch braucht mer jo
Net glei uff d'Körner z'beisse!

Das ist es, das Gemütliche. Wie es dem weichen, beinahe knochenlosen Karlsruher Dialekt aneignet, so ist es auch versöhnlicher Teil des Karlsruher Humors. Und darauf verstand sich Romeo, wenn er seine Lokalhelden, den Merwer und den Karle Ochs auftreten läßt und sie durch die Unbill des Alltags und die Fährnisse des Ehelebens führt, denn dem Merwer seine Madleen ist ein ‚Monschtrum‘ und dem Ochs sei Rösle ‚e derre Hex‘. Immer sind sie in Schwulitäten, mal verfeindete Freunde, mal Kumpane durch dick und dünn, und immer wieder gewinnen sie Land, Karlsruher Originale, in denen sich die Briganten selbst erkennen. Recht gern flicken sie dabei ihren Beamten am Zeug. So auch Romeo in der „Ordens-Audienz“:

Der Merwer duht als Rechnungsrat
Sei Pflicht im Schtaat wie jeder.
Wie nord s'Gedächtnis nachg'lasst hat
— Dess duht's ja g'wöhnlich schpäter,

Unns s'rechle nimme gange isch
Do hat mer dess erörtert
Unn ihm zum Owwerrechnungsrat
Wie's üblich isch befördert.

Und eines späteren Tages erhält er auch den üblichen Orden.

Der Merwer isch nord in d'Audienz
Ins Residenzschloss gange.
Der Grossherzog, der hat enn glei
Mit Huld unn Gnad empfange.

Und hat enn g'fragt, was s'Rechle macht
Unn ob er nix hatt z'klage
Nord fragt er'n noch, warum er dann
Denn Orde net däht trage?

Sie henn gut rede Hoheit, dess?
Dess däht mei Frau net leide.
Denn tragsch du nomme, hat se g'sagt,
Bei b'sond're G'legeheite!

Die andere Lieblingsfigur Romeos kommt von außerhalb, nämlich die Baas von Brette, eine rundum handfeste Tochter des Unheils beinahe, denn immer wenn die Baas mit ihrem geräucherten Schinken als Wegzoll und ihrem Hang zum Mondänen in den Fächerstraßen auftaucht, ereignen sich Katastrophen, burleske natürlich. Ohnehin hat es Romeo gern mit der Situationskomik, aus der er schadenfrohes Gelächter schöpft. Und dann ist da noch die ‚Dande‘ von Durlach, eine Erbtante, weshalb man ihr mit Maßen höflich begegnen muß, aber eben doch eine, für die ‚di Höll zu gut wär‘. Ohnehin reibt sich Romeo gern an den Durlachern, den ‚Letschebacher‘, wenn er in der Biographie des alten Markgrafenstädtchens zu dem Resultat kommt:

Der Melac hat's dann abgebrannt
Bis uff de letschte Pfeiler,
S'war alles hin, norr eins war g'sund
Und dess sinn ihre Mäuler!

Weit drastischer noch beschwört er die gegenseitige Rivalität unter der alten und neuen Residenz im „Verdienten Himmel“, wenn eine Karlsruher Seele an die Himmelspforte klopft, von Petrus indessen auf die Hölle verwiesen wird, wo erst einmal die Sünden abzubüßen seien. Da wehrt sich die arme Seele:

Ich hab bei Gott schon g'nug gebüsst,
Derf ich denn nie genese!
Ich hab e Fraa von Durlach g'habt,
Von Durlach isch se g'wese.

Da packt selbst den Petrus mitfühlendes Erschrecken und er läßt Gnade walten:

Komm rei du arme Seel, norr schnell,
Mir heile deine Wunde.
Denn wenn dei Fraa aus Durlach isch,
Hasch d'Höll schon üwwerwunde!

Übrigens gehört auch dieser Petrus als Wächter des Paradieses zu des Dichters Lieblingsfiguren. Gern und oft läßt er ihn auftreten, recht irdisch gesehen, ein Heiliger mit menschlichen Schwächen, als ob er Ehrenbürger von Karlsruhe wäre.

Soweit das feste ‚Ensemble' im Karlsruher Szenarium. An seinem Temperament, an seinen Schrullen und Reaktionen brechen sich die Geschehnisse im Umkreis der Fächerstadt. Wer heute in Romeos Bändchen blättert, erfreut sich nicht nur kurzweilig schlagfertiger Verse, er blättert zugleich in einer vergnüglichen Chronik lokaler Begebenheiten, nicht gerade eine Chronique scandaleuse, aber doch einer spottlustigen. Nichts in der alten großherzoglichen Residenz bis hin zur Weimarer Republik hat dieser Tagespoet ausgelassen, wenn er meinte, er müsse kleine und große Sünden auf die Hörner nehmen. Heutigen ist es ein lieber Rückblick ins Karlsruher Familienalbum, auf die Hirschbrücke, die kein Wasser überspannt, auf den Keramikkamin des Vierordtbades, die ‚Karlsruher Siegessäule', auf die lästige Bahnschranke am Mühlburger Tor, auf den Gestank der ‚Gasfabrik' in der Kaiserallee, auf den ‚fürstlichen' Gefängnisbau in der Riefstahlstraße, dem ‚Gaunerpalais', auf das Lebensrisiko einer Fahrt mit dem ‚Albtalbähnle', auf Stürzenackers neuen Hauptbahnhof ohne die Örtlichkeit „für dringende Bedürfnisse', auf Moningers ‚Bierpalais', auf dem ‚Weiss und Kölsch sei Schtrumpfpallascht', auf den Jugendstilbau der Internationalen Apotheke, den ‚Drachenbau', auf das Gezeter um die nackte Stephanie hinter der Hauptpost, umrundet von den steinernen Honoratioren, denen beim Anblick der Schönen das Wasser im Mund zusammenläuft, auf das Strandbad Rappenwörth, auf den Dammerstock natürlich und auf die Marktplatzpyramide, der Ruhestätte des Stadtgründers Markgraf Karl Wilhelm, als man der eine unterirdische Bedürfnisanstalt angefügt hat:

Jetzt kommt der Schwamm in d' Pyramid
Und er wird schliesslich schimmlich.

Ereignisse und Gestalten. Augenzwinkernd läßt Romeo sie Revue passieren. Niemals scheut er sich, das Kind beim rechten Namen zu nennen und ungeniert die Karlsruher Prominenz, die er so gern vom Postament herunterholt, agieren zu lassen. Unverkennbar hat er sie festgehalten, vertraute Gestalten, die Oberbürgermeister, Karl Schnetzler (1892—1906), Karl Siegrist (1906—1919), Julius Finter (1919—1933), Stadträte, den ‚Bier-Höpfner', Ärzte, Handwerksmeister, Marktfrauen, Dienstmädchen, den Schützenverein und den Liederkranz. Und dann natürlich die ‚Kintschler': Hans Thoma, Wilhelm Trübner, Ludwig Dill, Gustav Binz, Hermann Billing oder die Unvergessenen des Theaters am Schloßplatz, den Intendanten Hanns Waag, Generalmusikdirektor Josef Krips, den Konzertmeister Othmar Voigt, von der Oper die Mailhac und die Friedlin, Fine Reich-Dörich, Max Büttner, Wilhelm Nentwig, vom Schauspiel Melanie Ermarth, Marie Genter, Paul Müller, Hugo Höcker, um nur einige zu nennen.

Für die alten Karlsruher sind die Namen liebevoll gehegte Erinnerungen, für die Jungen launige Begegnungen, die sie etwas ahnen lassen vom Karlsruher genius loci und der guten alten Zeit, von der man weiß, daß sie gar nicht so gut gewesen ist, wie sie unser Zurückdenken erklärt. Die badische Residenz wie sie war zwischen 1890 und 1933,

Lebensart und Atmosphäre, bei Romeo ist alles belustigendes Ereignis.
Am 7. Dezember 1933 ist Fritz Römhildt gestorben. Nicht ganz fünfzig Jahre nach seinem Tod, 1981, hat es der Karlsruher Verlag G. Braun auf Anregung Dr. Eberhard Knittels unternommen, eine zweibändige Auswahl aus 20 längst vergriffenen Gedichtbändchen Romeos herauszubringen (Fritz Romeo's Juckpulver. Auswahl aus seinen Versen in Karlsruher Mundart. G. Braun, Karlsruhe. 2 Bände in Kassette. 224 Seiten).

Es ist Dank an einen Lokalpoeten, an dessen gereimtem Humor seine Karlsruher ein Menschenleben lang ihren Spaß hatten, zugleich Wiederentdeckung eines Mundartklassikers, befähigt wie kaum ein anderer, das Karlsruherische in Charakter und Wesen aufzuspüren und auszuloten.

Norr net philosophiere.

Ich hab schon oft gedenkt, der wo
D'Natur will recht schtudiere,
Der soll net Philosoph sein, deß
Duht zu nix Gutem führe.

Ich seh die Ros so, wie-se blüht,
Ihr Duft isch mei' Entzücke,
Un duh net glei' die Hagebutt
Zum voraus schon erblicke.

Ich hör im Schlag der Nachtigall
E Lied, deß wo mir dheier,
Un denk net, wann-se schweige duht:
Jetzt legt-se ihre Eier.

Un wann-e Amsel singt, da bin
Zu Träne ich kapabel
Un denk net an die Würmer,
die-se sucht mit ihrem Schnawel.

Mich freut en Schmetterling, der wo
Die Blume duht begrüße,
Wann der als Raup' auch früher hat
Am Bode krieche mieße.

Ich grüß den dunkle Tannewald,
Was soll dann mich deß kümmre,
Ob die mir aus dem Tanneholz
Mein' Sarg e'mal duhn zimmre.

Un wann die Schwalwe in e Land,
E fernes, weiter ziehe
Un d'Herbschtzeitlose, blätterlos,
Als letzschte Blum duht blühe,

Deß macht mei' Herz net schwer,
mer braucht
Net glei' der Winter z'sehe,
Im Gegedheil, ich schwing mein' Hut
Un ruf: auf Wiedersehe!

En-so-en Philosoph, der sieht
Am Hafe norr die Scherwe;
Ich laß durch Philosopherei
Mei' Freud mir net verderwe!

Fritz Römhildt